

Deutsche Zeitung

== Wochen-Ausgabe ==

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 81
I Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 37

São Paulo, 1. März 1913

IX. Jahrg.

Die Kaffee-Baisse.

Die Kaffeepreise sind in der letzten Zeit zurückgegangen, ohne daß ein ausreichender Grund vorhanden wäre. Die letzten Weltermen waren klein und die bevorstehende wird ebenfalls über einen mäßigen Durchschnitt nicht hinausgehen. Von einem Ueberangebot des Artikels kann also nicht die Rede sein. Im Gegenteil blieben die Ernten hinter dem Weltkonsum erheblich zurück, und wenn nicht die Vorräte aus der Zeit der Riesenernten in etwa regulierend gewirkt hätten, dann wäre bereits eine wirkliche Kaffeepanik eingetreten. Diese Vorräte sind jetzt aber erschöpft, mit Ausnahme des Bestandes, der aus der Valorisationsaktion des Staates São Paulo noch vorhanden ist und der vertragsgemäß nur langsam auf den Markt gelangt. In diesem Jahre freilich konnte der Plan, der seinerzeit aufgestellt wurde, nicht ganz innegehalten werden, denn um den Schwierigkeiten zu entgehen, die von den nordamerikanischen Gerichten gemacht wurden, sah das Valorisationskomitee sich genötigt, nahezu eine Million Sack, die in New York lagerten, zu verkaufen. Das kann jedoch keinen Baisse-Grund bilden, denn der Verkauf erfolgte an insgesamt nur 20 Firmen, die sich natürlich hüten werden, den teuer gekauften Kaffee zu billigen Preisen auf den Markt zu werfen. Ebenso wenig kann die alljährliche Versteigerung von 600.000 Sack Anlaß zur Baisse geben, denn erstens hat der Markt von vorneherein mit diesem Posten gerechnet, zweitens bedarf er seiner dringend, wenn die Preise nicht noch weiter anziehen sollen, und drittens liegt dem Valorisationskomitee bereits ein Angebot auf die gesamte Menge vor, das nichts weniger als pessimistisch ist.

Ein durch die Lage des Produktes gerechtfertigter Anlaß zur Baisse liegt also nicht vor, und man muß sich fragen, wieso die Preise dennoch sinken konnten. Die einzige annehmbare Erklärung ist die, daß einige à la baisse engagierte Spekulanten durch künstliche Manöver den Markt erschüttert haben. Das wäre angesichts der eben geschilderten Lage des Artikels natürlich nicht möglich gewesen, wenn nicht besondere Umstände mitgewirkt hätten. Diese sind zunächst im Balkankrieg zu suchen. Bekanntlich ist die Gefahr eines allgemeinen Krieges, die seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten auf dem Balkan Europa bedroht, noch nicht gewichen. Die

Unsicherheit, die infolgedessen über dem alten Kontinent lastet, führt zu großer Zurückhaltung in den Geschäften. Niemand will sich große Lager hinlegen, die im Kriegsfall nicht konsumiert oder vielleicht von einer feindlichen Armee konfisziert oder beim Kampf um eine Stadt zerstört würden. Dazu kommt die Tenebrung, die breite Volksschichten zur Einschränkung des Kaffeekonsums zwingt und dementsprechend auch den Handel zu geringeren Entnahmen veranlaßt. Der Markt war also schon lange leblos, wenn auch die Preise noch nicht nachgegeben hatten. Das sind die nächstliegenden Umstände, die den Baisespekulanten die Operation erleichterten.

Daneben mögen aber auch noch andere Erwägungen mitgewirkt haben, Erwägungen, denen man sich gewiß nicht verschließen soll, die aber nur bei pessimistischen Gemütern schon heute Einfluß auf die Entschlüsse haben können. Wir meinen die Aussicht, daß wir wieder einer Ueberproduktion entgegenstehen. Dazu hat die Kaffeewertung ungewiss gemacht. Ehe der Staat São Paulo diesen kühnen Schritt unternahm, der so über Erwarten gut gelungen ist, war die Kaffeeproduktion infolge des lange anhaltenden Preisrückganges zum mindesten nicht mehr im Zunehmen begriffen. Man darf sogar annehmen, daß ein erheblicher Produktionsrückgang für eine nicht allzu ferne Zeit zu erwarten stand, denn auch in den alten Produktionsländern waren viele Pflanzungen verlassen worden, weil die Preise nicht mehr die Arbeit verlohnten. Nachdem Ceylon schon früher aus der Zahl der Kaffeeländer ausgeschieden war, folgte nunmehr auch Niederländisch-Indien, wo dieselbe Pilzkrankheit die Kaffeebestände verwüstete und wo der Kampf dagegen nach dem Preissturz aufgegeben werden mußte. An Neupflanzungen dachte man nirgends mehr. Dann machten sich die wohltätigen Folgen der Einsperrung jener enormen Kaffeemengen und der verringerten Ernten bemerkbar: die Preise begannen erst langsam, dann immer schneller wieder zu steigen. Das belebte den gesunkenen Mut der Pflanzler von neuem. Sie nahmen nicht nur die Pflege verlassener Pflanzungen wieder auf, sondern legten auch Neupflanzungen an. In Brasilien geschah das dem Pflanzungsverbot zum Trotz auch im Staate São Paulo, und zwar in erheblichem Umfange. Vor allem aber erfolgten bei uns große Pflanzungen im Staate Paraná. In afrikanischen Kolonien europäischer Staaten wurde ebenfalls eifrig gepflanzt, und

in Niederländisch-Indien raffte man sich dazu auf, den Kampf gegen die Hemileia wiederum aufzunehmen. Diesmal mit Erfolg, denn es gelang, den arabischen Kaffee durch die widerstandsfähige Coffea robusta zu ersetzen. Wir haben schon neulich in einem Artikel mitgeteilt, daß Niederländisch-Indien im Jahre 1909 46.000 und im Jahre 1910 51.000 Saek Brasilkaffee einfuhrte, daß aber bereits 1911 keine Einfuhr mehr stattfand, sondern 23.640 Tonnen Kaffee ausgeführt wurden. 1912 stieg die Ausfuhr bereits auf 35.700 Tonnen. Davon entfielen 16.440 Tonnen auf Coffea robusta.

In ähnlichem Verhältnis steigt überall die Produktion. Wir würden auch dann in einigen Jahren einer Ueberproduktion entgegenreiben, wenn der Konsum weiter stiege wie in dem Jahrzehnt von 1897 bis 1907. Das ist aber nicht der Fall. Der Konsum nimmt nicht mehr in demselben Verhältnis zum Anwachsen der Bevölkerung zu, wie damals. Einerseits mögen daran die hohen Kaffeepreise mit schuld sein, die weite Volksschichten zur Einschränkung des Konsums von Kaffee und zur Erhöhung des Konsums von Kaffeesubstituten veranlaßten. Dann ist auch nicht außer acht zu lassen, daß sowohl in Europa als auch in den Vereinigten Staaten von Amerika die Naturheilmovement und der Vegetarismus, die beide den Kaffeegenuß verwerfen, an Einfluß ständig und mächtig zunehmen. Endlich aber gibt es noch andere Genußmittel, für die mit Erfolg Propaganda gemacht wird, nämlich auf Kosten der Zunahme des Kaffeekonsums, nämlich den Tee und den Kakao. Brasilien selbst bemüht sich ja um die Verbreitung eines Getränks, das ebenfalls dem Kaffee Konkurrenz macht, nämlich des Maté.

Das sind Umstände, die wie gesagt augenblicklich eine Baisse zwar nicht rechtfertigen, die aber später zweifellos einmal die Preise ungünstig beeinflussen werden. Es ist deshalb angebracht, daß die Interessenten, sowohl die Pflanzler selbst als auch die Regierungen der Kaffeestaaten, schon heute die Gefahr erwägen und rechtzeitig ihre Maßnahmen treffen. Zunächst müssen die Bemühungen zur Förderung der Polykultur fortgesetzt werden, damit die Krisis nicht wieder die auf dem Anbau eines einzigen Produktes aufgebaute Landwirtschaft über den Haufen wirft. Dann müssen moderne Methoden des Anbaues und der Bearbeitung überall eingeführt werden, da sie die Produktion zugleich steigern und verbilligen. Die Förderung der Einwanderung muß auch weiterhin neben der Hebung der Polykultur die Verbilligung der Arbeitskräfte im Auge behalten. Die Bahntarife müssen herabgesetzt werden; sie lassen auch dann noch den Bahngesellschaften hohe Gewinne. Endlich müssen auch die Sonderabgaben, die während der Valorisationsaktion dem Kaffee auferlegt wurden, wieder abgeschafft werden. Dann bleibt die Produktion auch bei sinkenden Preisen lohnend, und die Pflanzler können den kommenden Ereignissen ruhig entgegensehen.

Wochenschau.

Deutschland.

— Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha ist das Opfer eines Eisenbahnunfalles geworden. Die erhaltenen Verletzungen sind leichter Natur.

— Am Sonnabend stattete der neue französische Präsident, Herr Raymond Poincaré, der deutschen Botschaft in Paris einen längeren Besuch ab und unterhielt sich längere Zeit mit dem Botschafter, Herrn Baron von Schön. (Dieser Besuch sollte je-

denfalls den Eindruck der Ernennung Theophile Delcassés zum Botschafter in St. Petersburg abschwächen. In dieser Ernennung sah man eine Spitze gegen Deutschland, daß Herrn Deleassé mit gutem Grunde als seinen Feind betrachtet. Englische Stimmen gingen sogar soweit, diese Ernennung einen „energischen Zug“ und eine „Antwort auf die neue deutsche Militärvorlage“ zu nennen. Das war jedenfalls zu hoch geschossen, denn Delcassé ist nicht der Mann, der in der Petersburger Diplomatie eine große Rolle spielen kann. Die Russen schätzen einmal durchgefallene Diplomaten nicht besonders hoch ein, zu welchen doch Delcassé gehört. Die russische Presse hat ihn seinerzeit mit Vorliebe Declassé genannt.)

— Der gegenwärtige deutsche Geschäftsträger in Sofia, Herr Konrad von Below-Saleske, soll zum Gesandten in Brüssel ernannt werden.

— In Metz explodierte bei der Landung der Motor eines Militärballons. Persönliches Unglück war glücklicherweise nicht zu beklagen.

— In Metz kam noch ein Unfall bei einem aviatischen Versuch vor. Einige Offiziere wollten einen nächtlichen Aufstieg machen, der Apparat versagte aber. Auch dieser Unfall ging glatt ab, denn die Luftschiffer erlitten keinen Schaden.

— Nach dem Jahresbericht der Hamburg-Südamerikanischen-Dampfschiffahrtsgesellschaft betrugen die Bruttoeinnahmen dieser Gesellschaft im Jahre 1912 9.130.000 Mark gegen 6.560.000 Mark im Jahre 1911. Die Reineinnahmen beliefen sich auf 2.270.000 Mark gegen 1.600.000 Mark im Jahre 1911. Die Direktion schlägt die Verteilung einer Dividende von 14 Prozent vor.

— Das dänische Königspaar ist in Berlin angekommen und mit großem Jubel empfangen worden.

— Die Hamburg-Amerika-Linie wird eine Tochtergesellschaft bilden und diese in den Vereinigten Staaten naturalisieren. Dadurch wird die deutsche Schiffahrtsgesellschaft gegen die Benachteiligung durch das Panama-Kanalgesetz gerüstet sein.

— In Berlin verstarb infolge eines Hirnschlages der chilenische Gesandte, Herr Augusto Matte.

— Das Vorhandensein eines Vertrages zwischen Deutschland und England betreffend die portugiesischen Kolonien wird ganz entschieden in Abrede gestellt. Es wird besonders betont, daß auch der portugiesische Minister des Aeußern an einen solchen Vertrag nicht glaube.

— In Berlin zirkuliert das Gerücht, daß die älteste Tochter des russischen Kaisers, Prinzessin Olga Nikolajewna, sich mit dem Prinzen Karol von Rumänien verloben werde.

— Der Kultusminister, Dr. Trott von Stoltz, studiert die Frage, wie dem Uebel zu steuern wäre, daß die deutschen Hochschulen von fremden Studenten dermaßen überschwemmt werden, daß die deutschen Studenten geschädigt erscheinen. Man denkt daran, eine Zahl festzusetzen, wieviel ausländische Studenten an deutschen Hochschulen angenommen werden können.

Oesterreich-Ungarn.

— Der ungarische Ministerpräsident bediente sich bei der Beantwortung einer Interpellation über die Verwendung der Wahlfonds einer besonders energiegelassen Sprache. Er sagte, daß die Regierung von diesen Fonds denselben Gebrauch gemacht habe wie die Opposition. Die Opposition mache aus der Frage eine wahre „Chantage“. Er müßte seine Ankläger nur in das Kabinet aufnehmen oder ihnen Subsidien geben, und sie würden sofort entdecken, daß er nicht der Vergeuder nationaler Gelder, sondern ein Ehrenmann von Scheitel bis zur Sohle sei.

Kaiser Franz Josef hat die Demission des Flottenchefs, Admiral Montecucoli, angenommen.

Frankreich.

Professor George Dumas, der vor kurzem Brasilien besuchte, hielt an der Sorbonne einen Vortrag über diese Republik. Er verbreitete sich hauptsächlich über Rio de Janeiro, São Paulo und Bello Horizonte, welchen Städten er ein großes Lob spendete. Schließlich betonte der Professor, daß es im Interesse beider Länder liege, wenn die intellektuellen Beziehungen Frankreichs zu Brasilien reger werden.

England.

Der londoner „Standart“ befaßt sich mit der von der brasilianischen Regierung beschlossenen Ermäßigung des Gummizolles. Der Exportzoll auf Gummi soll alljährlich um zehn Prozent ermäßigt werden, bis er auf die Hälfte des gegenwärtigen Zolles herabgesetzt ist. In der Folge behandelt das große englische Blatt das Projekt, eine Eisenbahn zu bauen, die Carvatá mit Belém verbindet. Dieser Eisenbahn, die eine äußerst fruchtbare Gegend durchschneiden wird, wird eine große Bedeutung beigelegt. Sie sei sowohl von dem wirtschaftlichen wie von dem strategischen Standpunkt betrachtet sehr wichtig.

Mexiko.

Der bisherige Präsident Francisco Madero, und sein treuester Gehilfe, Suarez, sind ermordet worden. Um das Verbrechen zu maskieren, hat man einen Fluchtversuch fingiert. Die beiden gestürzten Staatsmänner wurden von einigen als Bauern verkleideten Männern aus dem Gefängnis geholt und nach einem Automobil gebracht. Der Zug setzte sich langsam in Bewegung und fuhr zur Stadt hinaus. Auf dem freien Felde wurde das Automobil überfallen. Die Begleiter des Wagens verteidigten ihn zum Schein und bei dem Schüssewechsel fanden Madero und Suarez ihren Tod. Ihre Leichen wurden trotz aller Reklamationen den Familien nicht ausgeliefert, sondern auf Staatskosten beigesetzt. Der Verräter Huerta hat sein Werk glänzend vollendet. — Die Vereinigten Staaten werden die neue „Regierung“ Mexikos nicht anerkennen und den in dem Nachbarlande herrschenden Zustand als Anarchie betrachten. Es ist möglich, daß die Vereinigten Staaten nach Ablauf der Regierungsperiode Tafts sich zur Intervention entschließen.

Der Balkankrieg.

Aus den europäischen Hauptstädten kommen erfreuliche Nachrichten. Man hat den Eindruck, als ob die Diplomaten des grausamen Spiels müde wären und jetzt den Weg gehen wollten, den der gesunde Menschenverstand von vornherein als den einzig richtigen bezeichnete. Hoffen wir, daß der Hinkende Bote die guten Nachrichten, während sie geschrieben, gesetzt und gedruckt werden, nicht wieder als falsch hinstellt.

Da ist vor allen Dingen die Meldung, daß die zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland geführten Verhandlungen betreffend die Abgrenzung Albaniens ein gutes Resultat versprechen und daß sie höchstwahrscheinlich am Donnerstag dieser Woche zu Ende kommen werden. Der österreichisch-russische Konflikt wird den späteren Geschichtsschreibern einen reichlichen Stoff geben zu einem Kommentar des alten Wortes „viel Geschrei und wenig Wolle.“ Selten ist die Lärmtrompete so laut und so andauernd geblasen worden wie bei diesem Konflikt und selten hat sich eine ursprünglich sehr ausgedehnte Reibungsfläche auf ein solches einziges Minimum reduziert wie bei diesem Anlaß. Aus dem großen von der nationalistischen Presse bei-

der Seiten ins Ungeheure aufgebaute Interessen-gegensatz ist eine Auseinandersetzung über einen Gegenstand geworden, der, ehrlich betrachtet, nicht der Rede geschweige denn einer Aufregung wert ist. Die Botschafter beider Kaiserreiche streiten jetzt darüber, was zu dem neugegründeten Albanien und was zu Montenegro fallen soll, also eigentlich über die Interessen Dritter, deretwegen sie unmöglich die Lust bekommen können, mit der Kriegsfackel herumzufucheln. Trotz der Geringfügigkeit der Meinungsverschiedenheit schien Rußland noch vor wenigen Tagen nicht abgeneigt, seinen Partner zu schikanieren, welches nicht gerade nobles Gelüste es jetzt aufgegeben hat. Da aber die russischen Diplomaten nichts tun, ohne einen Grund zu haben, so müssen sie inzwischen durch irgend etwas veranlaßt worden sein, ihr Spiel zu ändern. Bei der Beobachtung der Ereignisse der letzten Tage finden wir nur eine Kombination. Zwischen Deutschland und England werden Verhandlungen betreffend die Annäherung gepflogen, und es ist eine bekannte Tatsache, daß ein friedlicher Gedankenaustausch zwischen den beiden Vettern eine Verschiebung der russischen Truppen in der Richtung von Persien oder Turkestan zur Folge hat. Um dieses Manöver mit einer der Gesundheit zuträglichen Ruhe ausführen zu können, ist es aber notwendig, daß der Verbündete Deutschlands eine gute Miene zeigt und deshalb beeilt sich Rußland, die „albanische Frage“, die für seine Politik im Vergleich zu der „persischen Frage“ gar nichts bedeutet, mit tunlichster Schnelligkeit zu liquidieren.

Die andere erfreuliche Meldung, die für die internationale Politik nicht so wichtig ist wie die erste, die aber für den Augenblick das allergrößte Interesse verdient, ist, daß die Hohe Pforte jetzt geneigt sei, auf der in der Kollektivnote der Großmächte gegebenen Basis über den Friedensschluß zu verhandeln. Bekanntlich hat die Hohe Pforte den Diplomaten Hakki-Pascha nach London entsandt, damit er mit den mit der Schlichtung der Balkanfrage beauftragten Botschaftern der Großmächte verhandle, und dieser Abgesandte der Türkei soll erklärt haben, daß seine Regierung sich nunmehr bewogen fühle, die Note vom 17. Januar als nicht zurückgewiesen zu betrachten. Diese Note, deren Annahme vonseiten des alten Kabinetts, wie innerlich, den jungtürkischen Putsch zur Folge hatte, enthielt den Vorschlag, Adrianopel den Bulgaren auszuliefern und die Frage, wem die von den Griechen besetzten Inseln im Aegäischen Meer gehören sollen, den Großmächten zur Erledigung zu unterbreiten. Beruht die vorliegende Meldung wirklich auf Wahrheit, hat Hakki-Pascha im Auftrage seiner Regierung eine solche Erklärung abgegeben, dann ist auch die andere wahr, daß der Friedensschluß in den ersten Tagen des nächsten Monats erwartet werden dürfe.

In welcher Situation sich die Türkei befindet, geht daraus hervor, daß die Regierung sich veranlaßt gesehen hat, Ländereien zu verkaufen, um das zur Deckung der allernotwendigsten Auslagen unentbehrliche Geld zu bekommen. Das Resultat des ersten Ländereiverkaufes sei ein günstiges gewesen und die Regierung denke daran, weitere Besitzungen zu veräußern. Mag der Ertrag des Verkaufes aber auch ein günstiger gewesen sein, der Verkauf allein sagt schon zur Genüge, daß die finanzielle Lage der Türkei eine verzweifelte ist.

Die neuesten Nachrichten zufolge wollen die Großmächte sich nur dann ernstlich mit der Friedensvermittlung befassen, wenn alle streitenden Länder sich durch eine verbindliche Erklärung verpflichten, die von der Botschafterkonferenz aufge-

stellte Formel anzunehmen. Diese Vorsichtsmaßregel ergreifen die Großmächte deshalb, weil sie befürchten, die türkische Halsstarrigkeit könnte Nachahmung finden und die Friedensarbeit von einer der interessierten Zeitung zunichte gemacht werden. — Die Verbündeten verlangen wieder, daß die Grenzen ihres Interessengebiets Konstantinopel näher gerückt werden. Mit den im ersten Waffenstillstandsvertrag festgesetzten Grenzen sind sie nicht mehr zufrieden. Außerdem wollen sie eine Kriegsentschädigung und zuletzt verlangen sie auch die Entwaffnung der türkischen Truppen. Das letztere Verlangen ist ganz entschieden zu weitgehend. Wenn die eine Partei entwaffnet wird, dann brauche man ja keine Verhandlungen mehr zu führen, weil die Verbündeten dadurch in die Lage versetzt sind, den Frieden der entwaffneten Türkei zu diktieren.

Mit dem Kriegsschauplatz selbst befassen sich nur wenige Nachrichten. Wir erfahren, daß es unter den Verteidigern der Cataldscha-Linie zu einem blutigen Zusammenstoß gekommen ist. Die Verehrer des früheren Generalissimus Nazim-Paseha, sind mit den Soldaten des jungtürkischen Bekenntnisses aneinandergeraten und es hat sogar Tote und Verwundete gegeben. Die Türken haben also vor dem Feinde wieder eine regelrechte Schlacht geliefert. — Adrianopel ist in den letzten Tagen unausgesetzt beschossen worden, ohne daß dadurch für die Belagerer nennenswerte Vorteile erkämpft worden wären.

Betreffend den bulgarisch-rumänischen Zwischenfall heißt es, daß die Angelegenheit der Botschafterkonferenz in London vorgelegt werden soll. Die Konferenz werde sich am nächsten Donnerstag mit dieser Streitfrage befassen. In derselben Sitzung soll, wie oben gesagt, auch der österreichisch-russische Streit eine Schlichtung erfahren.

Notizen

São Paulo.

Bundessparkasse. Der Präsident der Bundessparkasse (Caixa Economica), Herr Ludgero de Castro, hat sich nach Rio de Janeiro begeben, um dort dem Finanzminister den Plan vorzutragen, in Santos, Campinas, São Carlos, Araraquara, Ribeirão Preto und Iguape Filialen der Sparkasse zu gründen. Diese Gründungen erscheinen durch den enorm zunehmenden Verkehr, den man an der Sparkasse in São Paulo beobachtet, gerechtfertigt. Die letzten zehn Jahre schlossen mit folgenden Depotsaldos:

1903	15.833:860\$307
1904	17.183:289\$866
1905	13.874:181\$724
1906	16.670:707\$873
1907	21.128:423\$534
1908	23.285:650\$124
1909	25.876:894\$798
1910	30.108:314\$790
1911	38.554:912\$563
1912	47.832:675\$323

Am 17. Februar 1913 betrug das Depotsaldo schon 48.588:602\$173. Es ist vielleicht noch nicht notwendig, in allen den aufgezählten Städten Filialsparkassen zu gründen, aber in den größeren von ihnen wäre eine Bundessparkasse auf alle Fälle am Platze.

Wer schimpft, hat sein Recht verloren. Wenn dieses alte Sprichwort wahr ist, dann muß es um die von der klerikalen Presse gegen den Gründer der „brasilianischen Kirche“ vertretenen

Sache ziemlich schlecht stehen. Diese Organe schimpfen derart, daß einer sich wirklich darüber verwundern muß, wo die Redakteure in der schönen portugiesischen Sprache eine solche unersehöpfliche Menge so häßlicher Worte hernehmen. Zuerst wird der Ex-Conego Amorim Correa selber nach allen Noten heruntergeputzt und dann werden alle diejenigen mit hergenommen, die nur irgendwie gewagt, dem Kirchengründer gefällig zu sein. Nach der Auffassung der „guten Presse“ müßten alle, die den Herrn Amorim auf der Straße erblickten, ihn wie ein reisendes Tier verfolgen; tut man das nicht, so riskiert man, von den Predigern der Liebe im Fischweibertone beschimpft zu werden. Vor einigen Tagen saß ein Herr mit dem „Patriarchen“ der neuen Kirche im „Progredior“ und am nächsten Tage stand auch schon in einem klerikalen Winkelblättchen eine unflätige Beschimpfung dieses Bürgers. Jetzt hat nun das Avenblatt „A Gazeta“ mit der Veröffentlichung eines „Hirtenbriefes“ und eines „Manifestes“ des Kirchengründers begonnen. Die Zeitung ist aber so unparteiisch, daß sie abwechselnd auch Gegenschriften bringt und deshalb ist gegen ihren Standpunkt absolut nichts einzuwenden. Trotzdem wird sie so angegriffen, als hätte sie einen wirklichen Landesverrat verübt. Das gelungenste aber ist, daß die gedachten Zeitungen gegen die „Gazeta“ den Vorwurf erheben, sie sei das käuflichste Blatt der Welt und publiziere die Sachen nur gegen Bezahlung. Dieser Vorwurf läßt uns daran erinnern, daß vor nicht allzulanger Zeit, als eine geistlich geleitete Anstalt von verschiedenen Preßorganen sehr scharf angegriffen wurde, die „Gazeta“ gerade diejenige Zeitung war, die diese Anstalt aufs wärmste verteidigte. Die gegenwärtige Redaktion der „Gazeta“ ist dieselbe, die damals das Blatt führte und auch die Administration ist die gleiche geblieben. Wenn nun, wie die klerikale Presse versichert, dieses Blatt gegen Bezahlung (und nur gegen Bezahlung) schreibt, dann muß sie auch damals gegen Entgelt geschrieben haben und so entsteht die Frage, wie kam der Klerus vor wenigen Monaten dazu, einem käuflichen Organ das Zeugnis der Gesinnungstreue auszustellen oder wie kam er dazu, sich eines Blattes zu bedienen, dessen Hilfe, wenn die Käuflichkeit doch so bekannt sein soll, ihm selbst blamieren mußte. Auf diese Frage werden die klerikalen Blätter keine Antwort wissen oder aber muß man die Erklärung annehmen, daß die Leute sich in einer beständigen Aufregung befinden, die es ihnen unmöglich macht, etwas klar zu überlegen und von der ganzen Kirchengründung die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es sich hier um ein recht harmloses Unternehmen handelt. Amorim Correa verdient wahrhaftig nicht, daß man ihn berührt schimpft, daß man ihn durch die in Szene gesetzte Verfolgung zu einem Martyrer der Ueberzeugung macht und ihm somit ein Gloriot verschafft, das ihm mehr Anhänger wirbt, als sein „Hirtenbrief“. Die aller vernünftigste Taktik wäre im vorliegenden Falle das Totschweigen. Dieser Taktik könnte Amorim Correa, der über keine Mittel verfügt, keinen Widerstand entgegensetzen. Die klerikale Presse sorgte durch ihre massive Schimpferei aber dafür, daß einige Preßorgane nur aus dem Triebe, eine Beleidigung zu rächen, dem Ex-Conego ihre Spalten zur Verfügung stellten.

Ein Gauner gefangen. Am Dienstag wurde hier ein Gauner das Handwerk gelegt, der seit einiger Zeit die Kutscher der Mietswagen ausplünderte. Der Dieb, ein gewisser Vieente Furlani, war vor einiger Zeit aus Buenos Aires gekommen und „arbeitete“ auf eine ziemlich originelle Weise. Er nahm, nachdem er sich erkundigt, ob der Kutscher ihm hundert Milreis wechseln könne einen Miets-

wagen und ließ sich nach irgendwelchem entfernten Platz hinausfahren. Einmal aus dem Bereiche der Polizei, zog der Bandit einen Revolver und verlangte von dem Kutscher unter Vorhaltung der Waffe die Auslieferung seiner Barschaft. Dieses Manöver glückte ihm jedes Mal. Tötlich erschrocken, gaben die Kutscher ihre Börse her und waren schließlich noch froh, daß der unheimliche Mensch sie, nachdem er sie ausgeplündert, ihres Weges ziehen ließ. Wieviel Kutscher von dem Räuber auf diese Weise geschädigt worden sind, ist noch nicht festgestellt, aber jedenfalls ist ihre Zahl nicht gering. Die Beraubten schwiegen natürlich nicht und schließlich wußte schon jeder Kutscher, daß er sich vor einem gewissen Kunden in Acht zu nehmen habe. Der Räuber hatte nun sonderbarer Weise mit einer solchen Warnung nicht gerechnet und das wurde sein Verderben. Am Dienstag Mittag näherte sich einem Kutscher ein sehr elegant gekleideter und einnehmend erscheinender Herr und ließ sich nach der Rua 13 de Maio fahren. Der Kutscher wußte nicht, daß er den Räuber im Wagen hatte, aber das erfuhr er noch rechtzeitig genug, um seine Maßnahmen treffen zu können. Der Wagen war noch nicht aus dem bevölkerten Viertel heraus, als der Passagier in den Taschen herumzusuchen begann und plötzlich an den Kutscher die Frage richtete, ob er ihm hundert Milreis wechseln könnte. Jetzt wußte der Wagenlenker, wen er bei sich hatte. Er verlor aber nicht seine Ruhe und sagte, daß er kein Wechselgeld bei sich habe, das wolle aber nichts sagen. Er werde den Kunden hinfahren, wo er hinwolle und ihn nach der Stadt zurückbringen, dann werde das Wechselgeld sich schon finden lassen, oder aber könne der Passagier ihm auch angeben, wo er den Fahrlohn abholen dürfe. Der Passagier überlegte etwas und sagte, es sei besser, gleich nach der Stadt zurückzukehren und das tat der Kutscher auch. Auf der Praça da Republica angekommen, lenkte er aber plötzlich nach der Seite ab, wo immer zahlreiche Mietswagen stehen, hielt dort mit einem Ruck an und rief seinen Kollegen zu: faßt den Mann, der ist der Räuber, der die Kutscher plündert. Der Bandit konnte nicht bis drei zählen, da war er auch schon von den Kutschern umringt und unter ihnen befanden sich ein paar, die er schon geplündert hatte. An Widerstand oder Flucht war nicht mehr zu denken und Furlani konnte noch froh sein, daß die Polizei sich sehr schnell einstellte, sonst hätte er vielleicht seine letzte Fahrt machen müssen. — Der Gauner wurde zur Polizei gebracht, wo sich immer mehr Kutscher einfanden, die gegen ihn aussagten, und schon in wenigen Stunden konnte die Polizei feststellen, daß ihr ein kostbarer Vogel in die Hände geraten war, denn Furlani hat in der kurzen Zeit seines hiesigen Aufenthaltes auch noch andere Schwindeleien verübt. — Die Untersuchung gegen das gefährliche Individuum wird fortgesetzt und man hofft, dabei in manche geheimnisvolle Sache Licht zu bringen.

Straßenreinigungs-Gesellschaft. Es heißt, daß ein Syndikat die „Empreza da Limpeza Publica“ aufkaufen wolle. Hier kann eine Aenderung nur eine Besserung sein, denn an der Straßenreinigung etwas zu verschlechtern, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Ypiranga-Museum. Ueber die Gartenanlagen des Ypiranga-Museums herrscht bekanntlich nur ein Urteil — daß sie besser sein müßten. Man hat schon wiederholt darüber gesprochen, daß diese Anlagen dem Denkmal der Unabhängigkeit in keiner Weise würdig seien und der Direktor des Museums, Herr Dr. von Jhering, hat sich schon öfters bemüht, die Staatsregierung für die dekorative Umgebung des

Monumentes zu interessieren, aber bisher war in dieser Hinsicht noch nichts beschlossen worden. Jetzt soll aber für die Anlagen etwas gesehehen. Die Herren Staatssekretäre des Ackerbaues und des Innern haben dem Staatspräsidenten eine Denkschrift vorgelegt, in dem sie den Vorschlag machen, den Platz vor und neben dem Museum in einen Park umzuwandeln. Dieser Vorschlag wird ohne Zweifel die Zustimmung des Herrn Staatspräsidenten finden und jedenfalls werden die notwendigen Arbeiten bald in Angriff genommen werden, denn sie sind dringend geworden. In nicht ganz zehn Jahren ist das Zehntel der brasilianischen Unabhängigkeit und bis dahin muß sich das Museum samt seiner Umgebung würdig präsentieren, ein Park entsteht aber nicht von heute auf morgen.

Campinas. Dieser Tage stattete der Ackerbausekretär mit einer großen Begleitung der rühmlich bekantnen Textilfabrik „Carioba“ in Villa Americana einen Besuch ab und wurde von dem Miteigentümer des wichtigen industriellen Etablissements, Herrn Konsul Franz Müller mit der gewohnten Zuvorkommenheit empfangen. Es ist sehr erfreulich, daß die Leiter des Staates solche Fabriken wie die „Carioba“ so häufig besuchen, denn nichts führt den Wert der Arbeit so deutlich vor die Augen wie der Erfolg, den man durch die Arbeit errungen. Und der Erfolg der Fabrik „Carioba“ ist groß, in die Augen springend. Als die Firma Rawlinson, Müller & Comp. die Fabrik von der „Companhia de Tecidos Carioba“ erwarb, da war sie ein kleines Etablissement. Jetzt arbeitet sie mit tausend Arbeitern, ihre Produktion wächst von Jahr zu Jahr und die Erzeugnisse finden dank ihres vorzüglichen Rufes einen sicheren und schnellen Absatz. — In der Nähe der Textilfabrik erhebt sich eine neue Fabrik für Seidenbänder, die derselben Firma gehört und die, obwohl sie erst seit zwei Jahren besteht, sich schon einen guten Ruf gesichert hat. Neben den Fabriken stehen die Arbeiterhäuser ungefähr zweihundert an der Zahl. Sie alle sind geräumig und nach den Vorschriften der Hygiene eingerichtet. Die Arbeiter in Carioba wohnen besser als mancher Mann aus dem Mittelstande, der in der Stadt sehr teures Geld für die Wohnung ausgibt. Für den Nachwuchs hat man Tagschulen, für die lernbegierigen Arbeiter selbst Abendschulen. Die Arbeitervilla hat sogar ihr eigenes Theater, ihr Hotel und ihre Musikkapelle, so daß für alles gesorgt erscheint. Die Villa hat außerdem noch eine Wasserleitung und elektrisches Licht, das von der Kraftanlage der Fabrik geliefert wird, die auch nach Villa Americana, Rebouças, Cosmopolis und Nova Odessa elektrisches Licht liefert.

In Carioba ist das Verhältnis zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitern das denkbar beste. Die Arbeiter schätzen ihre Chefs und die Hochschätzung erweist sich als ein besseres Bindeglied denn die mit Härte aufrechterhaltene Autorität. So kann man in Carioba nicht nur wirtschaftliche, sondern auch soziale Studien machen und die Belehrung wirkt ganz besonders durch die Kraft des augenscheinlichen Beispiels. Der Ackerbausekretär, Herr Dr. Moraes Barros, und seine Begleiter unterhielten sich längere Zeit mit den Leitern der Fabrik. Nach der Besichtigung der Fabrik wurde den Besuchern in der Wohnung des Herrn Müller ein opulentes Frühstück serviert, bei dem verschiedene Trinksprüche gewechselt wurden. Herr Konsul Müller toastete auf den Ackerbausekretär, der mit einem Toast auf Herrn Müller erwiderte. Nach dem Frühstück kehrten die Besueher mit Extrazug nach Campinas und von dort nach São Paulo zurück.

Ein Richter bestohlen. Den Freunden fremden Eigentums ist nichts mehr heilig. In Rio de Janeiro haben sie schon wiederholt die hl. Hermandad selbst bestohlen und selbst Herrn Belisario haben sie ihren Besuch abgestattet — sie haben sogar, wenn wir uns nicht irren, dem Polizeigewaltigen einen Telephonapparat vom Tische genommen und noch andere solche Stückchen geliefert. Man dachte, so etwas wäre nur in der Großstadt Rio de Janeiro möglich; jetzt haben die Herren Gauner aber gezeigt, daß sie auch in kleinen Städten sehr gut „arbeiten“ können. — Vor einigen Tagen machte der Richter von Lorena, Herr Dr. José Vieira Barbosa, mit seiner Familie dem Polizeidelegado einen Besuch, und wie es bei solchen Fällen üblich, blieben die beiden Familien längere Zeit beisammen. Als nun der Richter, der übrigens erst vor wenigen Tagen sein Amt in Lorena angetreten hat, nach Hause zurückkehrte, fand er dieses ziemlich gründlich ausgeräumt: Geld und Schmucksachen waren verschwunden und noch andere leicht transportable Dinge waren davon. Der Richter eilte sofort zu dem Delegado zurück und teilte ihm das Vorgefallene mit; die Untersuchung wurde eingeleitet, die ganze Polizei aufgeboten, aber erfolglos — die Einbrecher waren und blieben verschwunden.

Das Jahr der Schrecken. In manchen landessprachlichen Blättern kann man einer dem „Petit Parisien“ entnommenen Prophezeiung der bekannten Madame Thebes begegnen. Die alte Dame sagt voraus, daß das Jahr 1913 ein Jahr der Schrecken sein werde. Frankreich und Italien würden sehr gut abschneiden. In Frankreich werden nach den Tagen der Furcht und Drangsal großer Jubel herrschen; Italien werde vielleicht einen neuen König erleben — einen neuen Papst aber ganz gewiß. Deutschland werde zusammenfallen wie ein Kartenhäuschen. Es werde einen Krieg verlieren und gleichzeitig werde eine große Revolution ausbrechen. Die Könige und Fürsten der Bundesstaaten würden sich gegenseitig zerfleischen und Frankreich werde den Fürsten Süd-Deutschlands hilfreiche Hand reichen. Auch Oesterreich-Ungarn werde auseinanderfallen, und der, der Kaiser zu werden hoffe, werde den Thron nicht besteigen. In Rußland werde zuerst eine große Ruhe herrschen, dann werde ein furchtbares Gewitter losbrechen: innere und äußere Kämpfe, Verrat und Täuschung und schließlich würden neue Männer an die Spitze kommen; die Sonne der Freiheit werde über Rußland aufgehen. Die gute Madame Thebes, die ihren Landsleuten das sagt, was sie gern hören, hat den 21. März 1913 als den Tag des Anfangs vom Ende bezeichnet. — Hat man in Frankreich denn keine Irrenanstalt oder sind die Pariser schon auf dem Standpunkt der Babylonier angelangt, die auch daran glaubten, was eine alte verrückte Schrulle erzählte?

Deutsche Einwanderung. In São Paulo befindet sich Herr Dr. Robert Metz aus München, der hier das „Problem der deutschen Einwanderung und Kolonisation studieren will. Herr Dr. Metz wurde bereits von dem Herrn Ackerbausekretär empfangen.

Herr Dr. Robert Metz, den wir gestern in unserer Redaktion zu begrüßen das Vergnügen hatten, ist im Besitze vorzüglicher Empfehlungen. Er hat schon verschiedene brasilianische Staaten bereist und will sich jetzt im Staate São Paulo recht gründlich umschauen.

Ueber ein schweres Verbrechen, das uns wieder an den Mangel eines Ehescheidungsgesetzes erinnert, wird aus Bananal — leider ohne die Nennung der Personen — berichtet. Ein noch

nicht 30-jähriger Mann, verheiratet und Vater eines dreijährigen Kindes, verliebte sich in ein junges Mädchen und seine Neigung wurde erwidert. Die Gattin merkte das und zog sich von ihrem Gatten zurück. Beider Leben war natürlich zerstört, denn der Mann konnte die andere nicht heiraten und die Frau war dazu verurteilt, zeitlebens verlassen zu sein. In dieser Lage faßte der Mann den Gedanken, die Frau, die jetzt wieder bei ihrem Vater lebte, durch Gift aus dem Wege zu räumen. Es gelang ihm auch, Gift zu verschaffen und es in den für seine getrennte Frau bestimmten Medizinalwein zu schmuggeln. Die Frau merkte aber am Geschmack noch rechtzeitig, daß der Wein vermischte war und sie trank ihn nicht. Das Unglück wollte aber, daß ihr Vater ihrem Kinde von dem Weine eingab und das war nach wenigen Augenblicken eine Leiche. Der Arzt konstatierte Strichnivergiftung. — Die Schuld des Mannes, der ebenso wie seine Frau einer geachteten Familie angehört, ist nachgewiesen und der Giftmörder sieht seiner Strafe entgegen. Man kann wohl nicht behaupten, daß die Möglichkeit der Ehescheidung solche Verbrechen überhaupt verhindert, aber unzweifelhaft ist, daß der Mangel einer solchen Möglichkeit die Zahl dieser Verbrechen vermehren muß. Die Gattenmorde haben in der letzten Zeit einen ansehnlichen Prozentsatz der Verbrechen gebildet, aber trotzdem lehnt die Mehrzahl der Bevölkerung sich gegen das unbedingt notwendige Ehescheidungsgesetz auf und das aus dem einfachen Grunde, weil eine Kirche, die hier ebensowenig zu sagen hat wie jede andere auch, die Ehescheidung verbietet.

Kirche und Politik. Vor einiger Zeit berichteten wir von der Gründung einer katholischen Partei im Staate São Paulo. Der Gründer war der Bischof von Campinas, Dom João Nery. Die katholische Partei sollte nicht ihre eigene Politik machen, sondern ihre Tätigkeit sollte lediglich darin bestehen, daß ihre Mitglieder von den betreffenden Bischöfen Verhaltensmaßregeln annahmen und sich danach bei den Wahlen verhielten. Es handelte sich also um nichts anderes, als um den Versuch, die Politik von den bischöflichen Palästen aus zu beeinflussen. Was Dom João Nery durch seinen Aufruf zum Zusammenschluß der Katholiken theoretisch verkündet, das hat er bei der letzten Staatswahl praktisch in Taten umgesetzt. Er wollte die Wahl des Herrn Dr. João Martins verhindern und in diesem Sinne telegraphierte er an die katholische Wählerschaft von Itú, geschlossen auf den Gegenkandidaten zu stimmen. Das Resultat war, daß der von dem Bischof bekämpfte Dr. Martins in Itú 776 und der von der kirchlichen Autorität empfohlene Gegenkandidat nur 98 Stimmen erhielt. Nach dem Bekanntwerden des Wahlergebnisses telegraphierte Dr. João Martins an den Bischof und teilte ihm mit, daß er sehr gut abgeschnitten habe. Darauf bekam er von Dom João Nery folgende Depesche: „Indem ich den Empfang Ihrer Mitteilung mit Dank bestätige und Ihre Grüße erwidere, beklage ich, daß die Katholiken von Itú nicht gewußt haben, ihre Pflicht zu erfüllen.“ Dieses kurze Telegramm spricht Bände. Der Bischof von Campinas ist der Ansicht, daß er der Wählerschaft vorschreiben könne, welchen Kandidaten sie zu wählen haben. Folgen die Wähler nicht seinem Rat, so erblickt er darin eine Pflichtverletzung. Das ist der Anfang eines kampfesfrohen Klerikalismus im Staate São Paulo. Andere Bischöfe werden das Beispiel ihres Kollegen in Campinas nachahmen und so werden wir erleben, daß vor jeder Wahl die kirchlichen Autoritäten die Parole ausgeben. Daß dieses zu unliebsamen Konflikten führen muß, liegt

klar auf der Hand, aber die streitbaren Priester sehen das nicht ein: sie glauben, daß Brasilien nur noch ein gesinnungstüchtiges Zentrum fehle, um es in jeder Hinsicht vollkommen zu machen. Und was einem gefällt, das muß er haben.

Von der Post. Die Post will eine Besserung einführen. Man denkt daran, die Briefe mit angegebenem Werte im Hause des Adressaten selbst abzuliefern. Das wäre für das Publikum eine bedeutende Erleichterung. Das Abholen der Geldbriefe ist gewöhnlich mit einem großen Zeitverlust verbunden, was mit der geplanten Aenderung aufhören würde.

Administrative Ausweisungen. Vor einiger Zeit wurde in Santos der minderjährige Emilio Pinto, Zeitungsverkäufer brasilianischer Nationalität verhaftet und seitdem blieb er verschwunden. Vor einigen Tagen kam nun der Junge an Bord des deutschen Dampfers „Bahia“ von Lissabon, wohin man ihn verschickt hatte. Er hatte in der portugiesischen Hauptstadt die größte Not gelitten, bis der dortige brasilianische Konsul ihn auf Kosten des Fiskus repatrierte. Die Santenser Polizei verhinderte seine Landung, sodaß er mit der „Bahia“ wieder nach Rio de Janeiro zurückkehren müssen, um dort an Land zu gehen. Emilio Pinto erzählte, daß er in Lissabon mehrere Brasilianer getroffen habe, die ebenfalls von der Polizei deportiert worden seien. Die Leute befänden sich alle in der größten Not.

Unfall mit einer Schußwaffe. Der in der Rua Domingos Paes wohnhafte Portugiese Antonio Graça zeigte am Donnerstag nachmittag seinem Landsmann Manuel Martins einen Revolver und erklärte ihm den Mechanismus der Waffe, als ein Schuß krachte. Die Kugel drang der Frau Graças in die Hüfte und verletzte sie lebensgefährlich. Die Frau wurde nach der Santa Casa gebracht. Es besteht sehr wenig Hoffnung, sie am Leben zu erhalten.

Die Paketabteilung soll reformiert werden. Der Verwalter des Bundessteueramtes, Herr Elisio do Nascimento, besichtigte die berüchtigte Abteilung für Postpakete und er kam zu der Ansicht, daß diese Einrichtung, die eigentlich eine Verkehrserleichterung sein sollte, die aber ein Verkehrshindernis ist, dringend einer Reform bedarf. Hoffentlich geschieht es bald und ist die Reform wirklich dieses Namens wert.

Die Klagen gegen die santenser Hafengesellschaft sind wieder auf der Tagesordnung und sie sind der mannigfachsten Art. Vor wenigen Wochen berichteten wir darüber, daß diese Monopolgesellschaft dem kleinen Handel der Stadt dadurch eine unerlaubte Konkurrenz macht, daß sie ihre zahlreichen Arbeiter zwingt, alle ihre Bedürfnisse in den Armazens der Docas zu decken. Jetzt beklagen sich auch die Inhaber mechanischer Werkstätten über die Gesellschaft, die, ohne Municipalabgaben zu zahlen mit dem steuerbelasteten Handwerk konkurriert. Die Hafengesellschaft hat ihre eigenen Werkstätten und angeßlich nur für sich selbst. Dieses ist aber nicht der Fall. In den Werkstätten der Docas werden auf für Dritte Arbeiten ausführt. Wenn auf einem Dampfer etwas zu reparieren ist — was übrigens sehr häufig vorkommt —, so bekommen die Werkstätten der Hafengesellschaft diese Arbeiten und dadurch werden natürlich die steuerzahlenden Privatwerkstätten schwer geschädigt.

Das ganze Gebaren der Hafengesellschaft bestätigt nur den Ausspruch des Abgeordneten Carlos Maximiliano, der in seiner bekannten Rede gegen den übertriebenen Schutzzoll sagte: „Die Olygarchie steckt uns im Blute. Wenn wir auch die politischen

Olygarchen stürzen, so lassen wir doch die wirtschaftlichen Olygarchen bestehen und wir sorgen sogar dafür, daß ihnen nichts geschehe.“ Die Hafengesellschaft in Santos ist nichts anderes als eine Olygarchie. Sie will das ganze Wirtschaftsleben beherrschen und keinen anderen Herrn neben sich dulden, um ihre Ziele zu erreichen, sind ihr alle Mittel heilig. Daß die Konkurrenz, die sie dem kleinen Handel und dem Handwerk macht, unfair ist, das kümmert sie nicht. Sie fragt nur, ob das Geschäft etwas einbringt, und richtet sich danach. Und doch wird diese Gesellschaft von allen Seiten offiziell unterstützt. Stellt die Staatsregierung ihr nicht zur Unterdrückung eines sehr gerechtfertigten Streiks Soldaten zur Verfügung, so läßt der Nationalkongreß es nicht zu, daß die Verlängerung der Hafenanlagen einem anderen überlassen wird — eine öffentliche Macht ist immer auf der Seite der Docas und diese nützt ihre Vorzugsstellung dazu aus, das Publikum recht gründlich zu schröpfen. Es gibt sogar Leute, die alle Klagen gegen die Hafengesellschaft mit der Begründung abweisen, man müsse sich über sie freuen, weil sie doch schließlich das größte nationale Unternehmen sei. Die Docas mache Brasilien Ehre, denn es gereiche dem ganzen Lande zum Ruhme, wenn es eine so mächtige Gesellschaft besitze. Dem kleinen Geschäftsmann ist es aber furchtbar gleichgiltig, wer ihm die Kehle zuschnürt, ein Fremder oder ein Landsmann, und dem Handwerker ist es einerlei, ob es ein Brasilianer ist oder ein Italiener oder ein Engländer oder ein Deutscher, der seine Vorzugsstellung dazu ausnutzt, um ihm zu schädigen, denn Schaden bleibt Schaden, von wem er auch verursacht werden möge. — Wer über die Docas klagt, der klagt zu gleicher Zeit auch über die Autoritäten, die ihr so oft hilfreiche Hand geliehen haben, um ihre Vorherrschaft im wirtschaftlichen Leben zu festigen, die mit daran schuldig sind, daß diese wirtschaftliche Olygarchie der Herren Guinle und Gaffree entstand. Wollen diese Mithelfer nun ihren Fehler wieder gut machen, dann müssen sie jetzt dafür sorgen, daß die Docas in ihre Grenzen verwiesen werde. Man muß sie zwingen, davon abzustehen, dem Kleinhandel und dem Handwerk eine unerlaubte Konkurrenz zu machen. An gesetzlichen Handhaben fehlt es ja nicht, denn die Hafengesellschaft hat den Boden des Rechtes verlassen und deshalb kann sie zurechtgewiesen werden.

Da haben wir's. Bekanntlich feierte im Monat November der bedeutendste lebende deutsche Dramatiker, Gerhart Hauptmann, seinen fünfzigsten Geburtstag. Fast gleichzeitig wurde er durch den Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet. Der Geburtstag des Dichters wurde in ganz Deutschland sehr gefeiert. Nur die Stadtgemeinde von Ober-Salzbrunn, wo Gerhart Hauptmann das Licht der Welt erblickte, fühlte sich bemüßigt, die offizielle Erklärung abzugeben, daß sie den Ehrentag des Dichters nicht feiern könne, weil er für seinen Heimatort nichts getan habe. Diesem Akt kleinlicher Spießbürgerei ist die Ehre zuteil geworden, in der ganzen Welt bekannt und belächelt zu werden. So finden wir in dem „Jornal do Commercio“ eine von seinem langjährigen Pariser-Mitarbeiter, Alter Ego, geschriebene und sehr gut unterrichtete biographische Skizze über Gerhart Hauptmann, die mit den Worten schließt: „Die Gemeinde von Ober-Salzbrunn beschloß feierlich, von jeder Feier zu Ehren ihres Landsmannes abzusehen, weil er für seinen Heimatort nichts getan habe.“ In der Skizze wird Hauptmann als Dichter von Weltruf und sehr großer Bedeutung hingestellt und da kommt zum

Schlusse die Mitteilung des lächerlichen Beschlusses. Welchen Eindruck macht das im Auslande?

Viaducto do Cha. Mit dem Viadukt, der berühmtesten Selbstmörderbrücke, ist es eine eigenartige Sache. Er gilt als ein Beispiel der Schwäche, aber zugleich auch als ein Beispiel der Stärke, und einer unserer landessprachlichen Kollegen hat ganz recht, wenn er ihn mit der Republik selbst vergleicht. Wie in den Stunden der größten Sicherheit es auf einmal heißt, daß die Republik wackelig geworden sei, so erfährt man auch von dem Viadukt ganz plötzlich, daß er schon unter einem leichten Einspämer zittere, und wie man in Augenblicken, wo alles schon ängstlich unschaut, ob die Republik nicht aus den Fugen geht, auf einmal wieder die Versicherung hört, daß dieses Regime aus tausend und einem Grunde ewig bestehen werde, so hört man auch von dem Viadukt, wenn schon die meisten Menschen sich fürchten, über ihn zu gehen, die Gefahr nur eine Einbildung sei. So ist es auch jetzt der Fall. In den letzten Tagen wurde sehr viel über den Viadukt gesprochen und fast alles stimmte darin überein, daß die Sicherheit des alten Bauwerks eine problematische sei. Und da auf einmal erfahren wir aus dem Munde bewährter Fachleute, daß der Viadukt nur deshalb zittere, weil er so gebaut sei, daß er zittern müsse. Eine Gefahr sei nicht vorhanden und werde auch noch in einer Reihe von Jahren noch nicht eintreten können. Das klingt sehr gut und beruhigend, aber noch beruhigender wäre es, wenn man trotz der Ueberzeugung von seiner Sicherheit den Viadukt entlasten würde. Die Bauart des Viaduktes ist eine sehr solide. Sie stellt noch heute, lange Jahre nach der Fertigstellung der Brücke, dem Meister ein ausgezeichnetes Zeugnis aus, aber das schafft die Tatsache doch nicht aus der Welt, daß der Viadukt nicht für den heutigen Verkehr gebaut ist. Er mag vorläufig noch keine Gefahr bieten, aber man darf die Gefahr auch nicht erst abwarten und, wie das Sprichwort sagt, den Hund erst dann füttern, wenn der Wolf schon in die Herde eingefallen ist. Die Ingenieure der Municipalität sollen das Publikum beruhigen, aber dabei nicht vergessen, den Plan zu einem neuen Viadukt zu entwerfen.

Neue Irrenanstalt. Das neue Gebäude in Perdizes, das dazu bestimmt ist, als eine provisorische Irrenanstalt zu dienen, wird bald seiner Bestimmung übergeben werden können.

Ein furchtbarer Unglücksfall, an dem allem Scheine nach das Opfer selbst am meisten Schuld war, ereignete sich am Freitag mittag in der Avenida Paulista. Das Automobil Nr. 606 fuhr mit gemäßiger Geschwindigkeit in der Richtung der Consolação, als der Chauffeur plötzlich ein Motorrad vor sich auftauchen sah. Der Radler befand sich auf der verkehrten Straßenseite. Er fuhr links und dabei mit einer ungeheuren Geschwindigkeit. Der Chauffeur des Autos, Vicente São João, bremste seinen Wagen so plötzlich, daß die Vorderräder des Vehikels brachen, aber der Zusammenstoß war doch nicht zu verhindern. Bei dem Zusammenprall wurde der Radler weit davongeschleudert und er blieb mit gebrochener Schädeldecke auf der Straße liegen. Die Polizei wurde sofort gerufen und das Ambulanzauto war bald zur Stelle, der Arzt sah aber gleich ein, daß da nichts mehr zu retten war. In dem Verunglückten wurde der 29 jährige Herr Arthur da Veiga Jardim erkannt, ein Neffe des Großindustriellen Conde Asdrubal do Nascimento. Er war unverheiratet. Der Assistenzarzt ließ den tödlich Verletzten nach dem nahen Instituto Paulista bringen, wo er auch kurze Zeit darauf verschied. Der Chauffeur, der einige leichte Verletzungen davongetragen hat,

wurde in flagranti verhaftet und nach der Polizei gebracht. Aus den Aussagen einiger Augenzeugen geht aber unzweifelhaft hervor, daß er an dem Unfall nicht schuldig ist.

Straßenbahnwagen. Wie die Zeiten sich ändern! Es wird noch manchem Erinnerung sein, daß vor einigen Jahren, als São Paulo noch eine ganz bescheidene Provinzstadt war, verschiedene Leute sich ganz energisch darüber beschwerten, daß die Straßenbahnwagen zu schnell fahren. Sie wurden damals noch von abgerackerten Mauleseln gezogen und ihre Geschwindigkeit war derart, daß man mit ihnen um die Wette laufen konnte. Jetzt haben wir die elektrischen Bonds, die nicht selten so dahinsausen wie geölter Blitz. Man sieht nur die Staubwolke und vorbei ist das Vehikel. Und doch beschwert man sich über die -- Langsamkeit der Straßenbahn. Ein Herr hat sogar darüber eine Zuschrift an die Presse gerichtet. So ändern sich die Zeiten und die Menschen, und wer weiß, was wir in einem Jahrzehnt noch auf dem Gebiete des Verkehrs hier erleben werden.

Dr. Albuquerque Lins. Anlässlich der Rückkehr des Ex-Staatspräsidenten, Herrn Dr. Albuquerque Lins, aus Europa hieß es, daß die Bundesregierung ihm einen hohen Posten anbieten werde. Man dachte allgemein an das Finanzministerium und diese Kombination hatte insofern eine große Wahrscheinlichkeit für sich, weil der Rücktritt des gegenwärtigen Finanzministers so gut wie sicher ist und unser Ex-Präsident alle Eigenschaften besitzt, die einen Staatsmann zum Finanzminister geeignet erscheinen lassen. Und doch hat die Vermutung nicht gestimmt. Die Bundesregierung hat Herrn Dr. Albuquerque Lins die Gesandtschaft am Quirinal angeboten. Seine Antwort stellt noch aus, doch erwartet man, daß sie zustimmend sein wird. -- Die Gesandtschaft am italienischen Hofe ist durch die in der letzten Zeit aufgetauchten Streitfragen zu einem der wichtigsten diplomatischen Posten geworden und es ist eine Anerkennung der staatsmännischen Umsicht des Herrn Dr. Albuquerque Lins, daß ihm diese Vertretungsstelle angeboten wird. Daß er die geeignete Persönlichkeit für diesen Posten ist, steht außer Zweifel. Bei dem Streit, der durch das Verbot der direkten Schifffahrtslinie von Seiten Italiens hervorgerufen worden ist, handelt es sich in erster Linie oder ausschließlich um São Paulo, und da erscheint kein anderer Staatsmann so berufen, in Rom aufklärend und versöhnend zu wirken wie gerade der Staatspräsident, unter dessen Regierung das landwirtschaftliche Patronat geschaffen wurde und dem jeder italienische Reisende ein uneingeschränktes Lob gespendet hat.

Ueber die Gründe, warum der bisherige Gesandte am Quirinal, Herr Dr. Alberto Fialho, zurücktritt, verlautet nichts. Kann sein, daß sie mit den großen Veränderungen, die in der brasilianischen Diplomatie vorgenommen werden sollen, zusammenhängen; es kann aber sein, daß ein besonderer Grund vorliegt, denn Herr Dr. Alberto Fialho hat gerade bei der Angelegenheit der direkten Schifffahrtslinie gezeigt, daß ihm das Talent abgeht, auftauchende Schwierigkeiten schnell wahrzunehmen und die Regierung durch rechtzeitige Verständigung in die Lage zu setzen, die Hindernisse zu beseitigen, bevor die Sache durch die publizistische Auseinandersetzung verschlimmert worden ist. Und gerade der Gesandte am Quirinal muß dieses Talent in hervorragendem Maße besitzen.

Handelswoche. Die Lage des Santos-Marktes war wenig befriedigend. Er öffnete mit 7\$500 für Typ 4 und 6\$800 für Typ 7; am Mittwoch notierte man aber 7\$200 für Typ 4 und 6\$500 für Typ 7. Dann

stieg der Preis aber wieder um 100 Reis und der Markt schloß am Sonnabend mit 7\$300 resp. 6\$600. Jetzt erwartet man, daß der Preis in den nächsten Tagen noch weiter steigen wird, denn eine Baisse erscheint durch die statistische Lage in keiner Weise gerechtfertigt.

Im Laufe der Woche wurden 51.240 Sack verkauft gegen 33.622 Sack in der vorhergehenden Woche. Der Tagesdurchschnitt der Verkäufe betrug 8540 Sack. In der vorhergehenden Woche war der Tagesdurchschnitt 5603 Sack. Der Tag der größten Verkäufe war der Freitag mit 15.842 Sack, der der kleinsten Verkäufe der Montag mit 2825 Sack.

In der Berichtswoche wurden dem Santos-Markt 68.880 Sack zugeführt gegen 86.162 Sack in der vorhergehenden Woche. Der Tagesdurchschnitt war 11.480 Sack; der Tagesdurchschnitt der vorhergehenden Woche war 14.193 Sack. Der Tag der größten Zufuhr war der Freitag mit 12.081 Sack, der der kleinsten Zufuhr der Montag mit 10.210 Sack. Die Zufuhr seit dem 1. Februar beträgt 221.760 Sack, seit dem 1. Juli 1912 7.781.862 Sack gegen 8.770.096 Sack im gleichen Zeitraum des vorigen Jahres. Verkauft wurden seit dem 1. Februar 140.154 Sack und seit dem 1. Juli 5.138.367 Sack. Vershifft wurden seit dem 1. Februar 522.327 Sack und seit dem 1. Juli 1912 7.544.790 Sack.

In New York wurden verkauft seit dem 1. Juli 10.747.000 Sack, in Hamburg wurden in demselben Zeitraum 9.635.000 Sack verkauft, in Havre 6.645.000 Sack und in London 1.782.700 Sack.

Post und Telegraph. Unsere Staatshauptstadt soll ein neues, der Größe des Verkehrs entsprechendes Post- und Telegraphengebäude erhalten. Auf welchem Platze das neue Gebäude gebaut werden wird, ist noch nicht bestimmt. Der Bau eines eigenen Post- und Telegraphengebäudes entspricht einer großen Notwendigkeit, denn die Aemter gehören zusammen. Es ist ein unhaltbarer Zustand, daß z. B. die Paketabteilung zwanzig Minuten von der Hauptpost entfernt in eine so abgelegene Straße wie die Rua Couto de Magalhães untergebracht worden ist, noch unhaltbarer aber ist, daß die Postbeamten sich immer auf Mangel an Raum herausreden, wenn man über die langsame Verteilung der Korrespondenz oder die Auslieferung der Pakete Klage führt. Mit der Errichtung des neuen Gebäudes werden alle Mißstände noch lange nicht beseitigt sein, denn auch in einem neuen Gebäude kann man bummeln, aber nach der Erbauung der neuen Post wird man energischer reklamieren können, weil dann den Beamten die stereotype Ausrede, die sie jetzt gebrauchen, fehlen wird.

Ein sonderbarer Fall. Am Sonntag abend fiel der 14jährige Nicola Trinquella in der Rua Major Diogo von dem Paraiso-Bond, den er eben verlassen wollte. Der in der Nähe dienstuende Polizist rief die Assistencia herbei, bis die aber herankam, war Nicola, der in der Nähe der Unfallstätte wohnte, schon nach Hause gebracht worden. Der Assistenzarzt begab sich nach der Wohnung des jungen Mannes, dort wurde ihm aber von den Eltern desselben gesagt, daß er bei dem Sturze gar keinen Schaden davongetragen habe und daß deshalb eine ärztliche Untersuchung nicht notwendig erscheine. Nach dem Weggang des Arztes verschlimmerte sich aber der Zustand des Jungen und nach wenigen Stunden verstarb er. Jetzt wurde wieder die Assistencia gerufen, der Arzt konnte aber weder eine äußere noch eine innere Verletzung feststellen. Jedenfalls hatte Nicola eine Gehirnerschütterung davongetragen.

Selbstmordversuch. Wie im Mittelalter alle

Wege nach Rom führten, so führen alle Ursachen die jungen Mädchen von heute zum Selbstmordversuch. Am Sonnabend machten zwei Mädchen im Alter von 15 und 16 Jahren Selbstmordversuche, indem sie irgendein Tränklein verschluckten. Das eine, Martha mit Namen, wollte deshalb mit diesem Leben abschließen, weil ihre Eltern sie gegen ihren Willen verheiratet wollten und die andere, namens Luiza, wollte wieder deshalb aus diesem Jammerthal, weil ihre Eltern es nicht zuließen, daß sie heirate. Die Gründe waren also direkt entgegengesetzt, die Folgen aber waren dieselben — beide griffen sie zu einem Giftfläschchen und zwar zu einem ungefährlichen.

Falsches Nickelgeld. In der letzten Zeit ist hier sehr viel falsches Nickelgeld aufgetaucht, das hauptsächlich in den Straßenbahnwagen und in den Cafés verbreitet ist. Die Kondukteure und die Zahlkellner sind am allerwenigsten in der Lage, die ihnen gegebenen Geldstücke zu prüfen und dasselbe ist auch in den Lokalen und in den Bonds mit dem Publikum der Fall. In den Straßenbahnwagen und in den Cafés gibt man gewöhnlich ein kleines Geldstück, und wenn man ein noch kleineres herausbekommt, dann ist man nicht versucht, die erhaltene Münze zu prüfen. So zirkulieren die falschen Nickel ungehindert und diejenigen, die sie in den Kurs bringen, machen jedenfalls ein tadelloses „Geschäft“, ohne einen Konflikt mit dem Gericht befürchten zu müssen.

Vergiftung. Vier Angestellte der Light and Power, alle in einer Pension in der Rua Corrêa de Andrade, Braz, wohnhaft, aßen am Montag Mittag in der gedachten Gastwirtschaft eine unter dem Namen „Virado“ bekannte nationale Speise und begaben sich darauf zur Arbeit in der Nähe von Villa Marianna. Dort angekommen, erkrankten sie alle vier unter deutlichen Vergiftungserscheinungen. Der Führer der Arbeitsgruppe ließ sofort ein Auto kommen und brachte die Erkrankten nach der Polizeistation in Villa Marianna, wo ihnen die notwendige ärztliche Hilfe zuteil wurde. Nachher kamen sie nach dem Hospital Samaritano. Ihr Zustand ist glücklicherweise nicht besorgniserregend. Man vermutet, daß die dem „Virado“ beigegebene Kochwurst verdorben war. Die Polizei hat eine Untersuchung des Falles angeordnet.

Die direkte Dampferlinie. Wie unseren Lesern erinnerlich sein dürfte, zirkulierte vor einigen Wochen das Gerücht, daß der Minister des Aeußern, Herr Lauro Müller, einem Mitarbeiter des „Popolo Romano“ ein Interview gewährt habe. In den letzten Tagen kamen mehrere Telegramme aus Rom, die darüber berichteten, daß die genannte offiziöse italienische Zeitung dieses Interview veröffentlicht habe und es wurde sehr ausführlich angegeben, was der Artikel enthalte. Jetzt hat aber der Minister ganz kategorisch erklärt, daß er keinem italienischen Journalisten ein Interview gewährt habe. Ihm sei ein solcher Mann wohl von dem italienischen Gesandten vorgestellt worden und er habe sich mit ihm auch einige Minuten unterhalten, dabei sei die Schiffsahrtlinie aber gar nicht erwähnt worden. — Demnach hat der Journalist geschwindelt und das offiziöse „Popolo Romano“ ein erfundenes Interview publiziert. Das ist wieder ein nettes Stückchen der modernen Interview-Journalistik!

Von der Post. Vor einigen Tagen berichteten wir, daß die Beamten der ambulanten Post seit dem Monat August vorigen Jahres keine Gratifikationen bekommen haben, obwohl der betreffende Kredit von der Rechnungskammer in Rio de Janeiro rechtzeitig registriert worden ist. Der Fall ist aber



noch schlimmer als es zuerst hieß. Die Leute haben seit dem Jahre 1910 keine Nachtgelder bekommen. Die Beamten sind, wie bekannt, diejenigen, die die Postsäcke nach den entfernten Ortschaften bringen. Auf ihren Fahrten müssen sie sehr häufig an fremden Orten übernachten und deshalb sind für die Nachtgelder bestimmte Beträge ausgesetzt. Es wäre eigentlich selbstverständlich, diese Nachtgelder und die sogenannten Gratifikationen, die nichts anderes sind, als das Kostgeld für die Tagesreisen, jeden Monat auszuzahlen, aber das geschieht nicht. Zuerst vergaß die Postverwaltung die Nachtgelder auszahlen und in der letzten Zeit vergißt sie auch die Auszahlung der Kostgelder, sodaß die Beamten, deren Gehalt wahrhaftig nicht den Neid der Götter weckt, aus ihrer eigenen Tasche die ihnen im Dienste erwachsenden außerordentlichen Auslagen decken müssen. Die Nachtgelder sind schon zweimal den „exercicios findos“ verfallen und jetzt scheint es auch mit den Kostgeldern, die man pompös „Gratifikationen“ nennt, dasselbe geschehen zu sollen. In ihrer bedrängten Lage haben mehrere Beamten ihre Forderungen, die 500 und mehr Milreis betragen, für 200 und 250 Milreis an Wucherer verkauft, um nur etwas Geld zu bekommen. Solche Zustände sind wirklich skandalös, da ist aber nicht viel zu wollen, denn gegen die eigenmächtigen Herren der Post kämpfen auch die Minister vergebens.

Eisenbahnen. Die São Paulo Railway und die Mogyana haben einen neuen Fahrplan kombiniert und ihn dem Ackerbausekretariat zur Bestätigung vorgelegt. Dieser Plan sieht die Einführung eines neuen Zuges vor, der um acht Uhr morgens von São Paulo nach Campinas abfahren würde. Dieser Zug wäre hauptsächlich dazu da, die nach der Mogyana-Zone reisenden Einwanderer nach dem Innern zu befördern.

Wie die Zentralbahn ihre Arbeiter bezahlt. Daß die Zentralbahn eine unpünktliche Zahlerin ist, das wußte man schon längst, daß sie aber mit Prügel, anstatt mit Geld bezahlt, das hatte man bisher nun doch noch nicht gehört. Dieses ist jetzt eingetroffen. Der Arbeiter Annibal Pereira de Mesquita hatte für drei Monate den Lohn zu kriegen, als er aber zu dem Subdirektor ging, der ihn auszahlen sollte, wurde er auf dessen Befehl von einigen Capangas mit Knütteln bearbeitet. Die Capangas gaben auf Annibal sogar zwei Schüsse ab, von welchen glücklicherweise keiner traf. Frontin kann auf seine Beamten wirklich stolz sein und Brasilien auf Frontin.

Unfall bei der Arbeit. Am Montag vormittag stürzte in der Rua do Sol ein Baugerüst zusammen, auf dem sich mehrere Arbeiter befanden. Zwei von diesen, der 21jährige João Monacos und der 17jährige Pedro Pereira wurden dabei so schwer verletzt, daß sie nach der Santa Casa gebracht werden mußten. Als das Ambulanzauto die beiden Verunglückten nach der Zentralpolizei brachte, war João Monacos noch im Zustande der Bewußtlosigkeit.

Landwirtschaftliche Schule in Piracicaba. Wie die Landwirtschaftliche Schule in Piracicaba an Popularität gewinnt, das zeigt der Zuspruch der Schüler. Die Zahl der neueintretenden Schüler war in den Jahren 1901—1913 folgende: 1901 17 Schüler, 1902 8, 1903 12, 1904 4, 1905 11, 1906 24, 1907 20, 1908 23, 1909 32, 1910 60, 1911 67, 1912 61 und 1913 140 Schüler. Die Ausbildung, die die Schüler in diesem Institut genießen, ist in jeder Hinsicht eine gediegene. Die jungen Leute verlassen die Schule mit einem nützlichen Wissen ausgerüstet; sie vermehren nicht die Zahl der Bachareis, sondern sie treten ins Leben als geschulte

Die besten deutschen Hausmittel

Anker-Pain-Expeller

Zuverlässigste schmerzstillende Einreibung bei Hals-, Brust- und Rückenschmerzen, Gicht, Rheumatismus, Erkältungen usw. — Ueber vierzig Jahre in allen Erdteilen mit grösstem Erfolg im Gebrauch.

Unübertroffen!

Unentbehrlich!

Anker-Sarsaparillian

reinigt und erneuert das Blut. Vorzüglichstes Mittel b. Säf. eentm. schong, Hautausschlägen Ueberraschende Erfolge auch in veralteten Fällen Glänzende Zeugnisse.

Kongo-Pillen

bestens bewährt bei Vers. opfung u. Darm. t. g. heit. Mild abführend. Sehr leicht einzunehmen!

Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien.

Allein ge Fabrikanten

F. Ad. Richter & Cie, Rudolstadt (Thür.)

Bedeutendste Fabrik pharmazeutischer
Spezialitäten in ganz Deutschland

Weitere Verkaufsstellen werden errichtet.

Nur echt



mit Anker

Arbeiter, die nicht zu politisieren brauchen, um sich eine Position zu schaffen. In keinem Jahre ist die Matrikel so groß gewesen wie heuer, was jedenfalls als ein Zeichen aufzufassen ist, daß die Ueberzeugung von dem Wert einer praktischen Bildung eine allgemeine zu werden beginnt.

In Zürich hat sich, wie der Propagandaagent, Dr. Abdou Milanez, dem Landwirtschaftsminister mitteilt, eine schweiz.-brasilianische Industrie- und Handelsgenossenschaft organisiert. Diese Gesellschaft ist von der „Union des Banques Suisses“ und der Firma Sulzer Frères inkorporiert und hat ein Kapital von 5 Millionen Franken.

Hafenanlagen in Santos. Unsere Leser werden sich noch an den großen Jubel erinnern, der hier ausbrach, als die Staatsregierung mit dem Projekt hervortrat, die Hafenanlagen in Santos zu verlängern. Aus dem Projekt wurde bekanntlich nichts, weil der Bundeskongreß, der zu dem grossen Werke seinen Segen geben sollte, mit ihm nicht einverstanden war. Jetzt heißt es wieder zur Abwechslung, daß die Hafengesellschaft selbst die Bundesregierung um die Erlaubnis nachgesucht habe, die Anlagen verlängern zu dürfen. Die Gesellschaft verpflichtete sich, im Falle der Konzessionserteilung die Tarife zu ermäßigen und den Dienst überhaupt tadellos einzurichten. Das ist alles nun wohl sehr schön und gut, aber vor der Vergebung eines so großen Werkes muß ein öffentlicher Wettbewerb ausgeschrieben werden, denn nur durch die Konkurrenz wird der Handel São Paulos es erreichen, daß seine berechtigten Wünsche berücksichtigt werden. Wenn die Verlängerung der Hafenanlagen ohne Wettbewerb der Docasgesellschaft vergeben wird, dann wird diese den Kontrakt schon so zu machen verstehen, daß sie die Alleinherrscherin bleibt. Wird aber der Wettbewerb ausgeschrieben, dann wird diese Gesellschaft selbst sich veranlaßt sehen, annehm-

bare Bedingungen zu stellen. Die Ausschreibung des Wettbewerbes wird übrigens vom Gesetze verlangt.

Eine sonderbare Propaganda. Vor etwa einem Jahre wurde einem Weinhändler der Standpunkt klar gemacht, der, um seine Getränke an den Mann zu bringen, sie als gutes Mittel gegen jedes Fieber empfahl. Um die Propaganda recht wirksam betreiben zu können, ließ der Mann Reklameplakate machen, auf welchen die Karte Brasiliens gezeichnet war. Auf dieser Karte erschien unser Land als ein einziger riesengroßer Fiebersumpf. Die einzige Variation bestand darin, daß der eine Staat als Gebiet des Gelben Fiebers hingestellt war, der andere wieder als ein Herd des Sumpffiebers etc. Jetzt hat das Rote Kreuz etwas ähnliches zustande gebracht. Diese Institution will bekanntlich ein Kinderhospital errichten und zu diesem Zwecke veranstaltet sie mittels Sammelbüchsen eine Kollekte. Auf jedem Kistchen ist ein großes rotes Kreuz angebracht und darunter liest man zum nicht geringen Entsetzen: „Durch diese Gaben soll für die 7000 Kinder, die alljährlich aus Mangel an Pflege in São Paulo sterben, ein Hospital errichtet und unterhalten werden.“ Das klingt ja schauerhaft und es ist zu verwundern, daß die Damen des Roten Kreuzes nicht wußten, daß die Sterblichkeit aller Altersklassen zusammen in São Paulo nur etwa 7000 pro Jahr ausmacht und daß ihr marktschreiender Aufruf eine Uebertreibung enthält, die auch eine wohlthätige Institution sich nicht zusehulden kommen lassen darf. Die „Imprensa Medica“ hat zuerst gegen die Uebertreibung Einspruch erhoben und andere Zeitungen haben das Fachblatt unterstützt. Selbstverständlich handelte es sich nicht um eine Polemik, sondern um eine einfache Richtigstellung, aber die Gründerin des Roten Kreuzes, Frau Dra. Maria Renotte, hat die Aeußerungen der Zeitungen doch als eine Polemik aufgefaßt und sie antwortete ziemlich gereizt, daß nach der Statistik des verflossenen Jahres nicht weniger als 5.176 Kinder zwischen ein und zehn Jahren gestorben seien. Aber die geschätzte Aerztin befindet sich wieder einmal im Irrtum, d. h. sie vergißt, daß die Aufschrift auf den Sammelbüchsen von der Sterblichkeit aus Mangel an Pflege spricht. Oder will sie vielleicht behaupten, daß nach der Errichtung des Hospitals die Kindersterblichkeit überhaupt aufhören wird. Das wird nicht der Fall sein, obwohl das Hospital hierin gute Dienste leisten wird. Es wird vielleicht einigen hunderten von Kindern das Leben retten und das genügt schon vollkommen, um die Sammlung für dieses Krankenhaus auf das wärmste zu empfehlen, so daß die Uebertreibung absolut nicht angebracht ist.

Bundeshauptstadt.

Versuchsstation für Kautschukkultur. Der Landwirtschaftsminister hat die Gründung von Versuchsstationen für die Kultur der *Hevea brasiliensis* in den Staaten Amazonas, Pará und Matto Grosso angeordnet, desgleichen für die Kultur der Maniçoba und der Mangabeira in Bahia, Minas Geraes und Piahy. Die Errichtung dieser Versuchsstationen stellt eine Teilmaßregel der Aktion zur Hebung der Gummiproduktion und zur Valorisation des Produktes dar, einer Aktion, die bei verständiger Durchführung den größten Ruhmestitel der Amtsführung des Dr. Pedro de Toledo bilden wird.

Vom Dampfer „Workman“, der am Strande von Guapira scheiterte oder zum Scheitern gebracht wurde, hat man lange nichts mehr gehört.

Jetzt kommt die Nachricht, daß die Diebstähle an Bord des Wracks noch fort dauern. Und zwar beteiligen sich nunmehr auch öffentliche Angestellte daran, nämlich zwei Wächter vom Ponton „Narciso“, die eigens mit der Ueberwachung des Wracks betraut wurden. Die beiden haben durch einen gewissen Francisco Lopes Quinto Waren im Werte von etwa 2 Contos an Land schaffen lassen, durchweg Kisten mit kalifornischen Früchten. Der Diebstahl kam jedoch heraus, und die beiden ungetreuen Wächter wurden verhaftet, während die Kisten im Hause des Lopes Quinto beschlagnahmt wurden.

Eine alte Rechnung. Der Stadtteil Gamboa gehört mit dem Morro da Tavella und dem Morro de S. Antonio zu denjenigen Gegenden der Stadt, die der Polizei ununterbrochen zu tun geben. Fast alle Morde und schweren Verletzungen, die in der eigentlichen Stadt zu verzeichnen sind, kommen in einem von diesen drei Stadtteilen vor. In der letzten Zeit war es in der Gamboa merkwürdig ruhig geblieben. Fast schien es, als seien die Verbrecher und Raufbolde samt und sonders von dort nach anderen Gegenden verzogen. Vorgestern aber stellte der Stadtteil seinen alten Ruf wieder her. Der Mord, der sich vorgestern zutrug, hatte einen ebenso wichtigen Grund wie die meisten anderen Bluttaten unter diesen Leuten. Der Spanier Lucio Lopes und der Brasilianer Jeronymo de Desterro, allgemein als João Ferreira unter den Genossen bekannt, hatten eine „alte Rechnung“ zu begleichen. Beide sind Kohlenarbeiter bei der Zentralbahn und waren bis vor etwa einem Monat die besten Freunde. Damals aber bekamen sie wegen irgend einer Kleinigkeit Streit, und João Ferreira hätte den Spanier auf der Stelle getötet, wenn die Arbeitsgefährten ihn nicht gepackt und fortgetragen hätten. Die nächsten Wochen vergingen in tödlicher Feindschaft, und vorgestern kam es zum Zusammenstoß, und zwar im Vereinslokal der Sociedade União dos Carroceiros in der Rua do Livramento 168. Dort zahlte ein Zahlmeister der Zentralbahn den Kohlenarbeitern ihren Lohn aus, und auch Lucio Lopes war zugegen, um sein Geld in Empfang zu nehmen. Um halb 5 Uhr erschien João Ferreira in Begleitung eines gewissen Mario Guedes Sarmento, der der Vereinigung nicht angehört und dem deshalb statutengemäß der Eintritt ins Vereinslokal verweigert wurde. João Ferreira faßte das als persönliche Beleidigung auf und drohte, er werde alles in dem Lokal in Stücke schlagen. Auf diese Drohung reagierten verschiedene anwesende Arbeiter, was Ferreira so aufbrachte, daß er sein Messer zog und wie ein wildes Tier auf alle losstach. Als er in die Nähe von Lucio Lopes kam, wollte er die „Rechnung“ mit ihm begleichen, indem er ihm den Bauch aufschlitzte. Aber der Spanier kam seiner Absicht zuvor und streckte ihn mit drei Revolverschüssen nieder. Nun suchte alle Welt sich in Sicherheit zu bringen, um nicht mit der Polizei in Berührung zu kommen. Aber der Lärm hatte die gesamte Nachbarschaft alarmiert, und von allen Seiten ertönten die Signalpfeife. Die Polizei drang alsbald in das Lokal ein und verhaftete unter anderen auch Lucio Lopes, der die Täterschaft in Verhör zwar leugnete, aber von zwei Kameraden als Täter bezeichnet wurde. Er wurde in Haft behalten, wird jedoch bestimmt freigesprochen werden, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er in Notwehr handelte. Um den Toten war es nicht schade, denn er war in der Gegend als gefährlicher Raufbold verrufen und bereits mehrmals in Bluttat verwickelt. Als die Nachricht von seinem Tode auf der Polizei bekannt wurde, fiel der charakteristische Ausspruch: „Gott sei Dank, wieder einer weniger!“

Eine wichtige Konferenz fand am Sonnabend im Landwirtschaftsministerium statt. Unter dem Vorsitz des Dr. Pedro de Toledo und in Anwesenheit der Minister der Finanzen und des Verkehrs vereinigten sich die Vertreter sämtlicher überseeischer Schifffahrtslinien, um über die Preise der Zwischendeckspassagen zu beraten. Bekanntlich herrscht seit längerer Zeit zwischen den Gesellschaften ein Tarifikampf, der zu einer außerordentlichen Ermäßigung der Zwischendeckspassagen geführt hat. Zeitweise waren die Passagen schon für 30 Milreis zu haben. Das lag natürlich nicht im Interesse des Landes, denn es verleitet viele, die sonst gar nicht an die Rückwanderung gedacht hätten, das Land zu verlassen. Unsere Rückwanderung ist zwar auch sowohl relativ als auch absolut bedeutend geringer, als die argentinische, aber sie hätte ohne die niedrigen Ueberfahrtspreise nicht einmal diese Zahlen erreicht. Man kann getrost von einer Luxus-Rückwanderung sprechen, veranlaßt durch die billigen Passagen und ausgeführt mit der Absicht, später wiederzukommen. Da wir gar nicht genug Arbeitskräfte ins Land bekommen können und alle möglichen Anstrengungen machen, sie heranzuziehen, so kann es uns natürlich nicht konvenieren, daß die Tarifpolitik der Schifffahrtsgesellschaften unsere Besiedlungspolitik bis zu einem gewissen Grade durchkreuzt. Das war es, was Herr Pedro de Toledo den hiesigen Vertretern der Reedereien auseinandersetzte. Er legte ihnen dar, daß die Schifffahrtsgesellschaften, die doch von der Regierung in mannigfacher Weise begünstigt werden, auch eine gewisse Verpflichtung hätten, die Politik der Regierung nicht zu erschweren, zumal ja die aus der stärkeren Besiedlung des Landes resultierende lebhaftere wirtschaftliche Tätigkeit ihnen wieder durch stärkeren Frachtverkehr zugute käme. Der Minister schlug vor, den Mindestpreis der Zwischendeckspassagen sofort auf 100 Milreis für die Fahrt nach außersüdamerikanischen und auf 45 Milreis für die Fahrt nach südamerikanischen Häfen festzusetzen, und zwar ohne Einsechluß der Steuern. Die Regierungsvertreter regten ferner an, die Frachten, die bekanntlich sehr hoch sind, viel höher als von und nach den La Plata-Häfen, ebenfalls herabzusetzen. Das zu bestimmen, liegt nicht in der Macht der hiesigen Schifffahrtsagenturen, doch versprachen sie, sich darüber umgehend mit ihren Reedereien zu verständigen. Es ist erfreulich, daß die Regierung sich entschlossen hat, durch eine Kollektivaussprache mit den Vertretern der Gesellschaften zunächst einmal die Frage der Zwischendeckpreise zu regeln. Hoffentlich gelingt es ihr auch, bezüglich der Frachten etwas zu erreichen, denn das Land leidet unter den hohen Sätzen der Verkehrsinstitute (nicht nur der Schifffahrtslinien, sondern auch der Eisenbahnen) schwer und vermag sich nicht in der Weise zu entwickeln, wie zu erwarten stünde. Letzten Endes haben ja die Reedereien durch Vermehrung des Verkehrs einen Vorteil, der die Frachtreduktion kompensiert. Freilich muß auch die Regierung dem Schiffsverkehr entgegenkommen. Zustände, wie sie z. B. in Santos infolge der souveränen Willkür der Companhia Docas bestehen, darf die Regierung unter keinen Umständen dulden. Sie hat die Macht, hier Wandel zu schaffen, denn die Dockgesellschaft verletzt ganz offenkundig den Vertrag. Solange die Regierung ihren bisherigen Respekt vor dem dicken Geldsack der Herren Guinlé und Gaffré bewahrt, ist es ein mißliches Ding, die Reedereien, die jenen Herren genau so frohen müssen, wie die einheimischen Kaufleute und Landwirte, zur Herabsetzung ihrer teilweise durch derartige außerordentliche hohe Abgaben bedingten Frachtsätze aufzufordern. Es wäre

sehr erwünscht, wenn die Reedereien eine gemeinsame Antwort an die Regierung erließen, in der sie sich zu (bestimmt anzuführenden) Frachtmodifikationen bereit erklären, unter der Bedingung, daß die Regierung gewisse Mißstände in unseren Häfen beseitigt. Jetzt, wo der Wahlfeldzug um die Präsidentschaft vor der Tür steht, ist die beste Gelegenheit, die Regierung zur Beseitigung der Mißwirtschaft der verschiedenen Dockpächter zu zwingen. Denn sie wird sich jetzt hüten, das Odium auf sich zu nehmen, daß sie dem Lande eine wichtige Verkehrserleichterung vorenthalten habe, um die abnorm hohen Gewinne gewisser Monopolbesitzer nicht zu schädigen.

Brasilianische Möbelindustrie. Die einheimische Möbelindustrie hat in den letzten Jahren ganz außerordentliche Fortschritte gemacht. Sie war allerdings von jeher durch die hohen Einfuhrzölle auf ausländische Möbel, die allerdings lediglich als Fiskalzölle gedacht waren, stark geschützt. Bei den Zollerhöhungen der Jahre 1906 und 1907 ist ihr deshalb auch ein erhöhter Zollschutz nicht zuteil geworden. Der Jahreswert der einheimischen Produktion betrug bereits 1907, bekanntlich das letzte Jahr, für das uns zuverlässige Zahlen vorliegen, etwa 11.760 Contos, gegen eine Möbeleinfuhr von 1353 Contos im gleichen Jahre. Heute dürfte die Inlandsproduktion wohl schon 13.000 bis 14.000 Contos werten. Unter Berücksichtigung der Einwohnerzahl von vielleicht 25 Millionen Menschen muß dieser Jahreskonsum an Möbeln allerdings gering erscheinen. Aber die brasilianischen Familien kommen im allgemeinen mit viel weniger Möbeln aus, als in Europa der Fall ist, und die Zimmereinrichtungen, besonders in den wärmeren Gegenden, sind im Vergleich mit mittel- und nordeuropäischen kahl zu nennen. Speziell in den nördlichen Staaten und im Innern kennen viele Menschen Möbel überhaupt nicht, da sie nicht einmal Betten gebrauchen, sondern das Schlafen in Hängematten vorziehen. Man darf eben nicht übersehen, was wir erst gestern in unseren Bemerkungen über die Verlegung der Bundeshauptstadt ausführten, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des ungeheuren Landes kulturell mitzählt. Außerdem ist in den obigen Ziffern die Produktion des Kleinhandwerkes nicht miteinfaßt worden, die auch noch nach Hunderten von Contos wertet.

Die Möbelindustrie wurde anfänglich in größerem Umfange nur in Rio de Janeiro betrieben und dehnte sich dann allmählich über alle Städte von einigermaßen bedeutender Einwohnerzahl aus. Die wichtigsten Fabriken befinden sich heute außer in der Bundeshauptstadt in den Staaten São Paulo, Minas Geraes, Santa Catharina, Rio Grande do Sul und Bahia. In Rio Grande do Sul ist die Fabrikation überwiegend in deutschen, in São Paulo in italienischen Händen. Doch wird auch in São Paulo die Qualitätsarbeit moderner Richtung von Deutschen geliefert. An wirklichen Fabriken wurden im Jahre 1907 in ganz Brasilien 85 mit einer Arbeiterschaft von 2843 gezählt. Davon entfielen 28 auf den Bundesdistrikt, 17 auf São Paulo, 12 auf Minas Geraes, 9 auf Santa Catharina, 6 auf Rio Grande do Sul und 3 auf Bahia. Das investierte Kapital betrug 6033 Contos. In Bezug auf Reichhaltigkeit der Holzsorten, welche der Möbelindustrie zur Verfügung stehen, befindet sich Brasilien bekanntlich in geradezu beneidenswerter Lage. Leider fehlt den meisten Fabrikanten genügend großes Betriebskapital, um das Holz solange lagern zu können, wie es für die Herstellung guter und dauerhafter Möbel wünschenswert ist. In Bezug auf Ausführung, Formen usw. kann man im allgemeinen schon Lobenswer-

tes berichten, wenigstens was die letzten Jahre anbetrifft.

Die Einfuhr ausländischer Möbel wertete 1905 807 Contos Papier, 1906 924 Contos, 1907 1353 Contos, 1908 2069 Contos und 1909 1236 Contos. Wie man sieht, ist der Import im Durchschnitt steigend, aber sehr ungleichmäßig. Die Haupteinfuhr besteht aus gebogenen, sogenannten Wiener Möbeln, die fast ausschließlich aus Oesterreich kommen und zwischen 40 und 50 Prozent der Gesamteinfuhr repräsentieren. Der Rest der Einfuhr umfaßt vorzugsweise gute europäische und nordamerikanische Möbel und Zimmereinrichtungen, meistens persönliche Einkäufe in Europa reisender Brasilianer, Umzugsgut nach Brasilien verzogener Europäer und Nordamerikaner, Neueinrichtungen in Brasilien ansässiger Fremder der wohlhabenden Klassen. Mit einem regulären Geschäft haben diese Sendungen wenig gemein, und im allgemeinen wird die Einfuhr fertiger Möbel der außerordentlich hohen Zölle wegen vermieden. Nur sehr wohlhabende Familien können sich den Luxus ausländischer Möbel leisten. Die auffallend starke Einfuhr des Jahres 1908 dürfte ihren Grund zum Teil darin haben, daß zahlreiche Familien von Nordamerikanern, die bei den Unternehmungen der Light and Power Co. angestellt wurden, ihren Wohnsitz nach Brasilien verlegten und ihre Möbel teilweise mitbrachten. In genannten Jahre betrug der Anteil der Vereinigten Staaten von Nordamerika an der Möbeleinfuhr nach Brasilien nicht weniger als 33 Prozent.

Die Zukunft der einstweilen wichtigsten Einfuhr gebogener Möbel läßt sich schwer beurteilen. Bekanntlich sind im Lande selbst bereits Versuche gemacht worden, diese Artikel mit einheimischen Hölzern herzustellen, und es hat sich ergeben, daß wir Holzarten besitzen, die sich für den betreffenden Fabrikationsprozeß ausgezeichnet eignen. Die in Frage kommenden deutschen und österreichischen Fabriken sollten daher die Möglichkeit ins Auge fassen, in Brasilien Filialbetriebe zu errichten. Unzweifelhaft bietet die Möbelfabrikation bei uns Gelegenheit zu ausgezeichneten Kapitalanlagen, denn das Bedürfnis ist angesichts der ständig fortschreitenden Europäisierung aller Gesellschaftskreise der küstennahen Gebiete unverkennbar im Wachsen begriffen. Was der Möbelindustrie fehlt, das ist eine tüchtige kunstgewerbliche Ausbildung des einheimischen Nachwuchses. Vielleicht werden die in den letzten Jahren gegründeten Gewerbeschulen hierin Wandel schaffen.

Wechsel im Marineministerium? Der bisherige Chef der Marinekommission in Europa, Vizeadmiral Huet Bacellar, ist zurückberufen worden, da er die übliche Zeit drüben gewesen ist, und hat sich sehr kurz beim Marineminister, dagegen sehr lang beim Bundespräsidenten gemeldet. Daraus wurde der Schluß gezogen, daß Herr Huet Bacellar bestimmt sei, die Nachfolge des Herrn Belfort Vieira zu übernehmen. Der jetzige Marineminister, der bekanntlich zu den intimsten Freunden des Bundespräsidenten gehört, ist schon seit längerer Zeit so leidend, daß er die Amtsgeschäfte nicht zu führen vermag. Im Marineministerium herrscht infolgedessen eine Unordnung und Planlosigkeit, der gar nicht schnell genug ein Ende gemacht werden kann, wenn das teure Material wenigstens erhalten werden soll, von seiner Ausnützung ganz zu schweigen. Ob aber wirklich Herr Huet Bacellar bestimmt ist, die Nachfolge zu übernehmen, steht noch dahin. Er gilt übrigens als tüchtiger Offizier und hat in Europa gewiß mancherlei gelernt. Vielleicht wäre er der Aufgabe gewachsen, in das Marinechaos Ordnung zu bringen, sofern man die Möglichkeit einer Neuordnung überhaupt bejahen darf.

Es gibt ja viele Leute, die meinen, daß die Marine nicht nur geordnet, sondern von Grund aus neu aufgebaut werden müsse.

Zentralbahn. Anhaltende, heftige Regengüsse im Innern schädigen noch immer den Verkehr der Zentralbahn in außerordentlicher Weise. Von verschiedenen Stationen sind in den letzten Tagen wieder Nachrichten eingelaufen, daß Dammunterspülungen oder Erdbeben stattgefunden haben. Der Verkehr der Personenzüge ist zwar aufrecht erhalten worden, obwohl Verspätungen, und zwar teilweise von erheblicher Länge, wieder an der Tagesordnung sind. Aber die Verwaltung hat sich genötigt gesehen, den Güterverkehr teilweise einzuschränken und auf der Zweigstrecke von Santa Barbara auf den jenseits von Rancho Novo gelegenen Stationen ganz einzustellen. Das Wirtschaftsleben leidet unter diesen ewigen Betriebsstörungen nicht wenig, und in manchen Teilen des Innern herrscht schon wieder großer Mangel an Mehl, Petroleum, Salz und anderen wichtigen Bedarfsartikeln. Daß die Kaufleute der betreffenden Orte die Gelegenheit benutzen, um jene Waren mit fabelhaften Preisaufschlägen zu verkaufen, ist natürlich. So hören wir, daß an einzelnen Stellen die Kiste Petroleum, die sonst mit 10 bis 12 Milreis verkauft wird, jetzt 36 Milreis kostet! So bekommt auch das Innere seine Teuerung, allerdings aus ganz anderen Ursachen als Rio oder São Paulo.

Nur immer langsam voran! Es ist jetzt genau vier Monate, daß in der Avenida Maracanã mit den Pflasterarbeiten begonnen wurde. Die Bordsteine wurden vor zwei Monaten verlegt, und seit einiger Zeit ist auch schon ein Stück der Straße mit Steinschlag beschüttet. Aber seitdem haben sich weder die Unternehmer, noch die Ingenieure gezeigt und die Straße blieb in vollkommen ungesundem Zustande. Schon beginnen die Bordsteine wieder umzufallen, so daß die Arbeit nochmals wird getan werden müssen. Die Bewohner der Gegend behaupten, daß die Pflasterung erst unter dem nächsten Bundespräsidenten vollendet werden soll, damit es nicht heißt, der Marschall Hermes habe seinem Nachfolger nichts zur Verschönerung der Stadt zu tun übrig gelassen.

Ein Sklavenhalter, der in die Jetztzeit und in die Stellung, die er einnimmt, sehr schlecht paßt, scheint der Ingenieur Dr. Sá Freire von der Zentralbahn zu sein, der die Zweiglinie von Itaurussá unter sich hat. Dort war als Erdarbeiter der Portugiese Annibal Pereira de Mesquita beschäftigt. Dieser Tage erhielt Mesquita die Nachricht, daß sein Söhnchen in Portugal schwer erkrankt sei, weshalb er nach Hause zurückzukehren beschloß. Er legte also am Sonntag die Arbeit nieder und begab sich um halb sechs Uhr nachmittags zu Dr. Sá Freire, um ihn um die Auszahlung seines rückständigen Lohnes von 115 Milreis zu bitten. Der Ingenieur verweigerte jedoch die Zahlung mit der Begründung, daß Mesquita nicht regelmäßig gearbeitet habe. Der geängstigte Mann, der um jeden Preis am Dienstag fahren wollte, drohte dem Ingenieur, daß er sich bei der Polizei beschweren werde. Das brachte Dr. Sá Freire in solche Wut, daß er acht andere Arbeiter herbeirief und ihnen befahl, Mesquita zu binden und zu verhauen. Diesen Befehl wurde von den blöden sogenannten „freien“ Republikanern in brutaler Weise Folge geleistet. Auch ein Neffe des Ingenieurs und sein Koeh beteiligten sich an der feigen Tat. Außer anderen Verletzungen weist Mesquita zwei Kopfwunden auf, die ihm mit Buschsieheln zugefügt wurden. Er hat sich klagend an die Polizei gewandt, die ihn vom Polizeiarzt untersuchen ließ und dann nach der Santa Casa brachte. Dem Ingenieur wird natürlich

nichts geschehen. Höchstens der eine oder andere „freie“ Republikaner, der sich an der gemeinen Mißhandlung seines Kameraden beteiligte, wird zur Verantwortung gezogen werden. Mesquita aber liegt nun selber im Krankenhause, anstatt daß er ans Lager seines kranken Kindes in Portugal eilen kann. Individuen wie dieser Ingenieur sind es, die uns immer und immer wieder in den Auswanderungsländern in Mißkredit bringen. Denn obwohl sie nur Ausnahmen bilden, und glücklicherweise nicht einmal häufige Ausnahmen, so wird doch nach ihnen die Gesamtheit beurteilt, um so mehr, da ja, wie gesagt, eine Bestrafung fast niemals eintritt. Wenn unsere Regierenden noch soviel Einsicht hätten, daß sie Schädlinge dieser Art aller Freundschaft, Gönnerschaft und Vetterschaft zum Trost zur exemplarischen Bestrafung brächten, so könnte die üble Wirkung derartiger Fälle ganz wesentlich abgeschwächt werden. Leider hört die Einsicht gewöhnlich auf, wenn politische, persönliche oder verwandtschaftliche Beziehungen in Frage kommen.

Die Parahyba-Barre. Der Unterlauf des Parahyba ist für die Zuckerrohr bauende und Zucker fabrizierende Gegend von Campos als Verkehrswege von großer Wichtigkeit. Er könnte noch höhere Bedeutung haben, wenn es möglich wäre, die Küstenschiffe bis nach Campos oder wenigstens bis São João da Barra zu bringen, denn Campos sendet seinen Zucker ganz überwiegend nach Rio und würde dafür natürlich den billigeren Seeweg dem sehr teuren Transport mit der Leopoldinabahn vorziehen. Aber wie fast alle unsere Flußmündungen ist auch die des Parahyba durch eine Barre versperrt, die den Küstendampfern die Einfahrt ungemein erschwert. Auf Bitten der Interessenten hat die Bundesregierung sich entschlossen, die Barre zu durchstechen. Da die Arbeit so schnell als möglich ausgeführt werden sollte, so ersuchte das Verkehrsministerium die Firma Gebr. Goedhart A. G., ihr einen der bei den Arbeiten in der Niederung von Rio de Janeiro verwendeten Bagger abzutreten. Die Firma kam dem Wunsche der Regierung bereitwillig nach und trat ihr einen Bagger sowie das erforderliche Personal ab. Die Arbeiten sind nicht unwesentlich gefördert worden, obwohl der tonige Untergrund der Barre das Baggern sehr erschwert. Man darf aber hoffen, daß in absehbarer Zeit auch dieses Schiffahrtshindernis beseitigt wird und daß dann der Schiffsverkehr zwischen Rio und jenem wirtschaftlich bedeutenden Gebiet erheblich zunimmt.

Im Gefängnis der Bundeshauptstadt sollen sich schwere Mißhandlungen zutragen. Am Sonntag beschwerten sich zwei Frauen, die einen dort seine Strafe abbüßenden Burschen besucht hatten, öffentlich, daß der Gefangene, Antonio Barbosa mit Namen, von dem Aufseher Patricio jämmerlich verprügelt worden sei. Gestern sollen drei andere Gefangene so geschlagen worden sein, daß einer von ihnen, Joaquim Matthias dos Santos, das Bewußtsein verlor. Alle drei wurden dann obendrein in Dunkelzellen gesperrt. Es ist nicht das erste Mal, daß solche Klagen aus dem Gefängnis und dem Zuchthause an die Öffentlichkeit dringen, und es wäre wirklich angebracht, daß der Justizminister eine ernsthafte Untersuchung einleitete. Der Umstand, daß die Gefangenen wehrlos ihren Aufsehern ausgeliefert sind, darf für diese kein Anlaß werden, ihre Macht willkürlich zu mißbrauchen. Schließlich muß auch dort, wo Verstöße wider das Recht abgebüßt werden, Gerechtigkeit herrschen. Es gehört zu den bezeichnenden Charaktereigenschaften unserer Insobrasilianischen Landleute, daß sie in weichem Sentimentalismus viele Verbrechen ungesühnt lassen, indem sie die Schuldigen frei-

sprechen, daß sie aber gleichzeitig sich nicht im geringsten darum kümmern, wie diejenigen, die das Pech hatten, dennoch verurteilt zu werden, während ihrer Strafzeit behandelt werden.

Nachrichten für Handel, Industrie und Landwirtschaft. Das deutsche Reichsamt des Innern gibt seit langem „Nachrichten für Handel, Industrie und Landwirtschaft“ heraus, die dazu bestimmt sind, aktuelle Mitteilungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse und über die Zoll- und Handelsgesetzgebung des Auslandes in weitesten Kreisen bekannt zu machen. Der Stoff wird teils den Berichten der Kaiserlichen Konsuln und Missionen und der Handels- und der landwirtschaftlichen Sachverständigen, teils den einschlägigen ausländischen Publikationen entnommen. Von den verschiedenen Gebieten, die in den „Nachrichten“ behandelt werden, seien folgende hervorgehoben: Handelsbewegung in den wichtigsten Auslandsstaaten, allgemeine wirtschaftliche Verhältnisse auf ausländischen Märkten, Saatenstand und Ernte, Absatz deutscher Waren im Ausland, Bezug von Rohstoffen, Lage der für den Wettbewerb auf dem Weltmarkt wichtigen ausländischen Industrien, neue Verkehrswege, Verkehr der bedeutenden Seehäfen, Frachttarife und dergleichen. Besondere Berücksichtigung finden Ausschreibungen von Lieferungen, die in einem Abschnitt „Absatzgelegenheiten im Ausland“, wo auch sonstige Winke für den Absatz deutscher Waren auf inländischen Märkten Aufnahme finden, zum Abdruck gelangen. Als besonders wertvoll für die deutsche Exportindustrie haben sich die in den „Nachrichten“ erscheinenden „Winke für den deutschen Außenhandel und den Verkehr mit den Kaiserlichen Konsulaten“ erwiesen. Diese „Winke“, die kurze Ratschläge für den Geschäftsverkehr mit den verschiedenen Auslandsstaaten und Handelsplätzen enthalten, werden in vielen Fällen dazu beitragen, umständliche und kostspielige Anfragen bei den Konsulatsbehörden zu vermeiden. Erwähnung verdienen ferner die je nach Bedarf erscheinenden Beilagen, insbesondere die monatlichen Beilagen über Kohlenförderung und Ein- und Ausfuhr usw. von Kohlen in Deutschland und den wichtigsten Industriestaaten, sowie die ebenfalls monatlich erscheinenden Beilagen mit den Mitteilungen über Zuckerproduktion und Zuckerhandel des In- und Auslandes. Von Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben sind auch die in den „Nachrichten“ erscheinenden monatlichen Zusammenstellungen des Kaiserlichen Statistischen Amtes über die deutsche Goldbewegung sowie die Veröffentlichung über die Produktionserhebungen. Der Inhalt der „Nachrichten“ umfaßt so nach sämtliche Gebiete des wirtschaftlichen Lebens, die für die Entwicklung und Förderung der deutschen Handelsbeziehungen mit dem Ausland in Betracht kommen. Bei der großen Bedeutung dieser Handelsbeziehungen ist der Inhalt der Nachrichten nicht nur für die mit dem Auslande arbeitenden Firmen in Deutschland selbst, sondern auch für die im Auslande domizilierten deutschen Häuser von Wichtigkeit, daneben auch für die nach Deutschland arbeitenden ausländischen Firmen. In Deutschland werden die „Nachrichten“ nicht nur an die Behörden und an die Interessenvertretungen von Handel, Industrie und Landwirtschaft, sondern auch an Einzelinteressenten unentgeltlich überwiesen. Um vielfachen Wünschen, namentlich deutscher Interessenten im Ausland, entgegenzukommen, werden die „Nachrichten“ vom 1. Januar 1913 ab auch ins Ausland abgegeben. Die Versendung erfolgt für die Länder, die im Postzeitungsverkehr mit Deutschland stehen, im Postzeitungswege, sonst (also auch für Brasilien) durch Karl Heymanns Verlag, Berlin W. 8, Mauerstraße 43—44. Bestellungen für den

Bezug in Brasilien sind also an den obengenannten Verlag oder an eine Buchhandlung zu richten. Der Abonnementspreis für das Ausland beträgt 10 Mark für das Halbjahr. Wir kommen dem Wunsche des Kaiserl. Deutschen Gen.-Konsulat in Rio gern nach und machen alle Interessenten auf diese, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, sehr nützliche Publikation aufmerksam.

Ernst von Hesse-Wartegg. Der bekannte Reiseschriftsteller Herr Ernst von Hesse-Wartegg ist in Rio eingetroffen. Es ist zehn Jahre her, daß er hier Vorträge über geographische Themata hielt, die großes Interesse bei unserer Gesellschaft erregten und ihm die Ehrenmitgliedschaft der Historisch-Geographischen Gesellschaft eintrugen. Im Gegensatz zu vielen romanischen Reisenden hat Herr von Hesse-Wartegg sich auch nach seiner Abreise freundlich über Brasilien geäußert. Wenn wir nicht irren, hat er Rio und São Paulo inzwischen noch einmal auf der Durchreise berührt und in der Gesellschaft Germania gesprochen. Nun will er sich länger aufhalten. Er gedenkt dem Studium des neuen Rio de Janeiro und seiner Umgebung einen Monat zu widmen und dann nach dem Süden zu reisen, um unsere Haupt-Einwanderungsstaaten mit ihren Kolonien genau kennen zu lernen. Der erste Eindruck, den er von Rio in seiner jetzigen Gestalt erhielt, war begreiflicherweise frappant. Man sagt, daß der erste Eindruck immer der Wirklichkeit am meisten entspricht. Hoffentlich hält er vor, und hoffentlich erhält er auch im Süden, in dem mächtig gearbeitet worden ist und bedeutende Fortschritte zu verzeichnen sind, ein freundliches Bild. Hat Herr von Hesse-Wartegg Gutes über Brasilien zu berichten, so kann uns das angesichts der Beliebtheit, deren sich seine Feuilletons und Reisewerke, die bekanntlich teilweise auch ins Englische und Französische übersetzt wurden, erfreuen, nur von Nutzen sein.

Erfreuliche Entwicklung einer Kolonie. Nach einem Bericht des Direktors der Kolonie Santa Maria, die in den Munizipien Cataguazes, Pombal und Ubá der Waldzone des Staates Minas gelegen ist und von der Regierung jenes Staates angelegt wurde, befindet sich diese Siedlung in erfreulicher Entwicklung. Sie ist 1398 Hektar groß und in 55 Kolonielose geteilt, von denen 54 besetzt sind. Die Siedler setzen sich der Nationalität nach zusammen aus 34 italienischen Familien mit 226 Personen, 8 österreichischen mit 54 Personen, 4 portugiesischen mit 34 Personen, 3 spanischen mit 10 Personen und 5 brasilianischen mit 51 Personen. Die angebaute Fläche beträgt 747 Hektar. Die Hauptprodukte sind Mais, Kaffee, Reis, Bohnen, Zuckerrohr, Tabak usw. Im Jahre 1912 wurden produziert: 672.600 Liter Mais im Werte von 53:800\$, Kaffee im Werte von 70:980\$450, 51.680 Liter Reis im Werte von 5:168\$, 76.770 Liter Bohnen im Werte von 9:519\$480, 6600 Liter Zuckerschnaps im Werte von 1:122\$, 32 Kilo Zuckerrohr-Rapadura im Werte von 78\$, 6445 Kilo Tabak im Werte von 8:172\$260, 4614 Kilo Süßkartoffeln im Werte von 230\$700, 1770 Kilo Zwiebeln im Werte von 531\$, Obst und Gemüse im Werte von 790\$. Der Gesamtwert der Ernte betrug also 150:408\$890, wozu noch tierische Produkte im Werte von 20 Contos kamen. Für das laufende Jahr wird die Ernte auf 190 Contos geschätzt. Die Kolonisten besitzen folgenden Vieh- und Geflügelbestand: 168 Stück Rindvieh im Werte von 4:656\$, 64 Pferde im Werte von 11:025\$, 4 Maultiere im Werte von 740\$, 588 Schweine im Werte von 11:506\$, 72 Ziegen im Werte von 648\$, 5422 Stück Federvieh im Werte von 6:191\$, also im Gesamtwerte von 41:780\$. An Fuhrwerk sind 11 Ochsenkarren und kleinere Wagen vorhanden.

Ferner gibt es 5 Puckerpressen und 6 Kaffeemaschinen. Von den Gebäuden sind 49 massiv und 25 provisorisch, dazu gibt es 2 öffentliche Gebäude. Die Leopoldinabahn durchschneidet das Koloniegebiet in großer Ausdehnung, und die Station Sobral Pinto ist 3,5 Kilometer vom Koloniesitz entfernt, mit dem sie durch eine Fahrstraße verbunden ist. Drei Straßen und zehn Vizinalwege stellen den Verkehr innerhalb der Kolonie her. Diese Angaben lassen erkennen, daß die noch junge Kolonie sich gedeihlich entwickelt und die in sie gesetzten Hoffnungen rechtfertigt.

Handelsbericht. Die Börse war während der vergangenen Woche nicht sehr belebt. Gehandelt wurden fast ausschließlich Apolices Geraes, die zwischen 980\$ und 985\$ notierten. Der Umsatz in Anleihetiteln von 1912 war unbedeutend. Ihr Kurs hielt sich auf 960\$, derjenige der Anleihe von 1909 auf 950\$. Die Munizipalanleihe der Bundeshauptstadt von 1906 behauptete sich fest auf 205\$ und 206\$. Die populäre Anleihe des Staates Rio stieg auf 96\$. Die Aktien der Bank von Brasilien schwankten zwischen 252\$ und 255\$, die der Docas de Santos behaupteten sich auf 585\$. Der Handel in Aktien der Docas da Bahia war etwas belebter, der Kurs schwankte zwischen 114\$ und 116\$ bei Termingeschäften zwischen 117\$ und 118\$.

Angekündigt wurde die demnächstige Emission einer Anleihe von 45.000 Contos für die Stadt São Paulo. Das Gesetz, das zur Aufnahme dieser Anleihe ermächtigt, setzt den Mindest-Ausgabekurs auf 90, die Zinsen auf 5 Prozent fest und sieht Tilgung innerhalb 50 Jahren vor. Es sollen schon verschiedene Angebote auf Uebernahme dieser Anleihe vorliegen. Außerdem wurde davon gesprochen, daß die Stadt São Paulo noch in diesem Jahre auch eine äußere Anleihe von 3 Millionen Pfund Sterling aufnehmen wolle und nur auf die Genehmigung des Staatskongresses warte. In London hat die Mappin & Webb Brazilian Company weitere 100.000 Vorzugsaktien zu 1 Pfund Sterling mit sechsprozentiger Verzinsung zum Zwecke der Kapitalerhöhung ausgegeben. Die Ausgabe hatte vollen Erfolg und erzielte ein Agio von 5 Prozent. In Zürich wurde die Sociedade Industrial e Commercial Suisso-Brasileira mit einem Kapital von 5 Millionen Franken gegründet. Die Aktiengesellschaft geht von der Union des Banques Suisses und der Firma Sulzer Frères aus. In Paris erfolgte die Gründung der Pernambuco Tramway and Power Company mit dem Kapital von 1 Million Pfund Sterling, die in Recife Straßenbahnen betreiben und elektrische Kraft liefern will. Hinter der Neugründung steht die Finanzgruppe der Firma Dodsworth & Co. In Porto Alegre wurden die Aktien des Banco Franco-Brasileiro im Betrage von 5000 Contos aufgelegt, die bedeutend überzeichnet wurden.

In der vergangenen Woche änderte sich der Bestand von Gold in der Konversionskasse nicht. Er belief sich auf 400.803:740\$668. Der Kurs erlitt jedoch eine leichte Erschütterung. Nachdem er sich seit dem 1. Januar zwischen 16 1/4 und 16 5/16 gehalten hatte, sank er unvorhergesehen auf 16 3/16.

Am Kaffeemarkt hielt die Baisse an. Die Notierung für 15 Kilo Typ 7 sank auf 10\$700, entsprechend dem Rückgang an den europäischen und nordamerikanischen Märkten. In New York sank die Notierung von 13.10 auf 12.24, in Hamburg von 66 auf 62 3/4, in Havre von 80 auf 76 1/2 und in London von 58.9 auf 55. Glücklicherweise zeigten sich zuletzt die europäischen Börsen animierter, was auch unseren Markt wieder belebte. In Santos ging der Preis für 10 Kilo von 7\$050 auf 6\$750 zurück. Die Baisse wird allgemein auf Telegramme aus Brasilien selbst zurückgeführt, in denen neue, wesent-

lich höhere Schätzungen für die kommende Ernte gegeben werden. Es steht zu erwarten, daß die Marktlage sich binnen kurzem bessert, denn offenbar ist die Baisse nur auf Spekulationsmanöver zurückzuführen, indem einige Händler jetzt kaufen wollen, um sich entweder für Termingeschäfte einzudecken oder um später teuer zu verkaufen. Augenblicklich sind die Kaufordres spärlich, angesichts der Versteigerungen des Valorisationskomitees. Das ist eine Erscheinung, die sich alljährlich wiederholt, aber regelmäßig zum Sinken der Preise beiträgt. Die großen europäischen Importeure benutzen diese Gelegenheit, um Abschlüsse auf Ablieferung im zweiten Halbjahr zu tätigen. Es tauchte wiederum das Gerücht auf, daß das Valorisationskomitee seinen ganzen Vorrat verkaufen werde. Auch das trug zum Preisrückgang bei. Indessen sollte man dem Gerücht angesichts der formellen Erklärungen des Komitees und der Paulistaner Staatsregierung keine Beachtung schenken. In Frankreich nimmt die von dem Deputierten Damour ausgehende Bewegung auf Herabsetzung der Kaffeezölle ihren Fortgang. Natürlich will man als Kompensation die Ermäßigung der brasilianischen Zölle auf einige französische Produkte haben. Die kann Brasilien aber nicht gewähren, denn es muß sonst Reklamationen anderer Länder befürchten, die unseren Kaffee gar nicht oder mit ganz geringfügigen Sätzen besteuern. Unsere Regierungen müssen sich davon überzeugen, daß sie noch sehr viel für die Kaffee-propaganda tun müssen. Der Konsum geht relativ zurück, während die Produktion wieder beträchtlich zu steigen strebt, nicht nur in São Paulo, sondern in allen Kaffeestaaten, einschließlich Paraná. Die Voraussicht dieser kommenden großen Ernten erleichtert den Baissespekulanten ihre Manipulationen.

Der Zuckermarkt war fest, und der Preis für Kristallzucker stieg auf 430 Reis. Die anderen Produkte erlitten keine wesentlichen Aenderungen.

Der Finanzminister hat beschlossen, bei der geplanten Zolltarif-Revision den Kurs von 16 d. zugrunde zu legen, anstatt des Satzes von 12 d., der heute skandalöser Weise für die Goldberechnung noch angewendet wird. Damit trägt er nur einem Gebote der Gerechtigkeit Rechnung. Die Zollerträge sind übrigens in beständigem Steigen begriffen. Sie ergaben im Januar 4000 Contos mehr als im gleichen Monat des Vorjahres.

Die Zollhinterziehungen beim Postpaketamt, die in der Zeit vom 11. November 1909 bis zum 30. April 1910 vorgekommen sind und durch die der Fiskus um etliche tausend Contos geschädigt wurde, bildeten vorgestern Gegenstand der Verhandlung vor dem Bundesgericht. Es erschienen vor dem Richter elf Postbeamte, die an den Schwindereien beteiligt waren und die sich in Haft befinden. Gegen ihre nicht verhafteten Kollegen, 5 an der Zahl, wurde nicht verhandelt. Die Akten der Voruntersuchung, die zur Verlesung gelangten, umfaßten 5 Aktenstücke mit mehr als 1000 Seiten. Die Verhandlungen dauerten bis tief in die Nacht hinein. Der Bundesrichter Dr. Olympio de Sá e Albuquerque fällt jedoch kein Urteil, sondern behielt sich vor, die Akten erst noch eingehend zu studieren.

Der Diebstahl der Prozeßakten. Diese neueste sensationelle Wendung, die der Prozeß wegen der 1400 Contos genommen hat, beschäftigt natürlich nicht nur die öffentliche Meinung in hohem Maße, sondern nicht minder auch die Gerichtsbehörden. Der Staatsanwalt Dr. Alvaro Pereira war bis 2 Uhr nachts mit der Vernehmung von Gerichtsbeamten und des Angeklagten Barata Ribeiro

beschäftigt. Das Ergebnis, zu dem er gelangte, war der Antrag auf Verhaftung des Elektrikers des Gebäudes des Obersten Bundesgerichtes, Manuel Moreira, und des Bruders des Angeklagten, Francisco Ribeiro. Barata Ribeiro protestierte in seiner Vernehmung sehr energisch dagegen, daß er irgend ein Interesse am Aktendiebstahl haben könne. Die Interessierten seien einzig und allein der Polizeichef und der dritte Hilfsdelegat, um die vielen Gemeinheiten und Mißgriffe der Polizei zu verdecken, und Herr Pimentel Duarte, um den Lloydkassierer Celestino Simões zu schützen. Dieser Protest scheint jedoch sehr wenig begründet zu sein, denn der eigene Advokat des Angeklagten, Dr. Alberto Beaumont, sagte aus, daß Barata Ribeiro ihn ins Gefängnis habe rufen lassen, um ihm auseinanderzusetzen, daß er eine Möglichkeit gefunden habe, um die Prozeßakten zu stehlen, und daß er gewillt sei, 20 Contos für diesen Zweck auszugeben. Der Anwalt lehnte aber entschieden ab, einem solchen Verbrechen zuzustimmen oder sich gar daran zu beteiligen. Das Verhör, das mit dem Rechtsanwalt Dr. Evaristo de Moraes angestellt wurde, war nicht minder belastend für Ribeiro. Die Sachverständigen, die darüber zu gutachten hatten, wie die Diebe in das Aktenzimmer eingedrungen seien, kamen zu dem Schluß, daß das Schloß nicht mit Nachschlüsseln und auch nicht mit Dietrichen geöffnet worden sei. Während dieser Verhandlungen und Untersuchungen zur Feststellung der Schuldigen wurde gleichzeitig fieberhaft daran gearbeitet, neue Prozeßakten fertigzustellen. Es wird also kaum etwas für die Angeklagten bei der Affäre herauskommen.

Dr. Pindahyba de Mattos. Am Donnerstag Abend verstarb in Petropolis im Alter von fast achtzig Jahren der pensionierte Richter des Obersten Bundesgerichtes, Conselheiro Dr. Pindahyba de Mattos. 54 Jahre hat er dem Lande als Richter gedient und erst im Alter von 78 Jahren seinen Abschied genommen, um den Abend seines langen Werktags in Ruhe zu verbringen. Er war gleich nach seinen Studien an der Rechtsfakultät in Recife nach Rio de Janeiro gekommen, wo er von der kaiserlichen Regierung zum Staatsanwalt in Rezende ernannt wurde. Das war der Anfang seiner Laufbahn, die ihn zu den verschiedensten Stellen brachte und ihn in den verschiedensten Provinzen tätig sein ließ: in Rio de Janeiro, Minas Geraes, São Paulo, Pernambuco, Ceará und Rio Grande do Sul. Dreimal war er Polizeichef, und zwar in Pernambuco, Rio Grande do Sul und Rio de Janeiro, in welcher letzterer Provinz er auch dreimal das Amt eines Vizepräsidenten bekleidete. Von der kaiserlich brasilianischen Regierung hatte er mehrere hohe Orden sowie den Conselheiro-Titel; von der portugiesischen Regierung hatte er ebenfalls hohe Orden und den Titel eines Ritters des königlichen Hauses. — Nach dem Sturze des alten Regimes blieb Dr. Pindahyba de Mattos im Dienste der Justiz und war zuletzt Präsident des Obersten Bundesgerichtes. Der Verstorbene war ein ausgezeichnete Kenner des Rechtes und ein Mann von unbestechlicher Rechtlichkeit. Ehre seinem Andenken.

Sophie Anna Lorenz
Wilhelm Ludwig Schlinkert
Verlobte.

Rio de Janeiro, 17. Februar 1913.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Staates S. Paulo im Vergleich zu den La Plata Staaten.

Rapid vollzieht sich in Europa und den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Entwicklung vom Ackerbau zum Industriestaat. Die Modernisierung des räumlich begrenzten Ackerbaues, d. h. seine hochentwickelte intensivste Betriebsweise, hat es nicht vermocht, die bei der schnell anwachsenden Bevölkerung immer größer werdende Unterproduktion an Getreide und Fleisch aufzuhalten, ebensowenig die Industrie mit den nötigen Rohstoffen zu versorgen.

Indien und Rußland, die bedeutendsten Getreideproduzenten und Exporteure der alten Welt, zeigen in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung des räumlich noch lange nicht begrenzten Ackerbaues einen schwerfälligen Charakter, so daß sie nur einen Teil des Mankos an Bodenprodukten Europas decken können.

Auch die schnelle wirtschaftliche Entwicklung Kanadas ändert wenig an dem Problem der Getreideversorgung der alten Welt. Mit dem Fleischlieferanten Australien ist heute Südamerika der wichtigste Faktor auf dem internationalen Markt in Bezug auf seine landwirtschaftlichen Bodenprodukte in Gestalt von Getreide, Vieh und Rohstoffen.

Wenig konsolidierte innere politische und wirtschaftliche Verhältnisse, primitive Erschließung der Produktionszonen, minimale Bevölkerung, haben den Eintritt der La Plata-Staaten in den Kreis der Weltproduzenten sehr verzögert.

Die landwirtschaftliche Bodennutzung hatte in Argentinien und Uruguay den Charakter der Urwirtschaft, d. h. der Nutzung der aufstehenden natürlichen Produkte, für welche in genannten Ländern ausgezeichnete Vorbedingungen existierten, sie so zu den bedeutendsten Ländern der Viehzucht machend, ihnen bei geringer landwirtschaftlicher Bevölkerung eine räumlich kolossale Bodennutzung ermöglichend.

Die innere Konsolidierung, die Erschließung weiterer Gebiete durch ein großzügig angelegtes Eisenbahnnetz, der bedeutende Zustrom für Argentinien primitivste Lebensverhältnisse im Innern geeigneter Einwanderer, der genügsamen Italiener und der Deutsch-Russen, vollzogen in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den rapiden Uebergang von der Ur- zur Urwechselwirtschaft landwirtschaftlicher Bodennutzung der Pampa Argentinien; des weiteren den Uebergang von einem kaum seine eigenen Bedürfnisse an Brotgetreide deckenden Staate zu einem exportierenden ersten Ranges.

Der Ackerbau war zunächst nur ein intermittierender, ein Mittel zu dem Zwecke, bessere und sichere Lebensbedingungen für die Viehzucht zu schaffen, welche bereits einen hohen Grad der Verfeinerung erreicht hatte. Im allgemeinen standen die argentinischen Estancieros dem Ackerbau in eigener Regie wenig sympathisch gegenüber, und so entwickelte sich das für Zentralargentinien charakteristische System des nomadisierenden Ackerbaues.

Der Latifundien-Besitz war und ist eine für Argentinien typische Erscheinung, die ihren Ursprung teilweise in der Kolonialperiode hatte, aber erst nach der Unabhängigkeitserklärung zur vollen Entwicklung gelangte, als die in den politischen Wirren beteiligten Personen notwendigerweise die „Beati possidentes“ werden mußten.

Die Pazifizierung der Pampa und der angrenzenden Territorien in den Jahren 1878—1882 erweiterte um ein vielfaches das zur Bodennutzung geeig-

nete Areal. In dieser Zeit ist wirtschaftlich einer der größten Fehler von Seiten der argentinischen Regierung begangen worden durch den Verkauf der Ländereien der neugewonnenen Gebiete in größeren Losen größtenteils zu Spekulationszwecken, ohne an das Reservieren größerer Strecken Landes für eine spätere seßhafte Kolonisation zu denken.

Die Topographie, die große Fruchtbarkeit der argentinischen Pampaböden mit ausgezeichneter Anbaufähigkeit der Luzerne, begünstigten den nomadisierenden intermittierenden Ackerbau mit dem hauptsächlichlichen Zweck, bessere Weiden nach einer dreibis vierjährigen Bodenbearbeitung durch Ansaat von Luzerne zu schaffen. Charakteristisch für diesen Ackerbau war die Verpachtung in Form der Halbscheid-Wirtschaft, italienisch — mezzadria, eine den italienischen Kolonisten von ihrer Heimat bekannte Wirtschaftsform.

Wie keine andere Betriebsweise war der nomadisierende Ackerbau geeignet, in kurzer Zeit weite Strecken unter Kultur zu nehmen, ausgedehnte erstklassige Weiden zu schaffen und große Mengen Handelswerte zu produzieren.

Das Bestreben der Latifundien-Besitzer, baldmöglichst größere Flächen besserer Weiden zu erhalten, die kurze Dauer der Pachtperiode, ließen den extensivsten Wirtschaftsmodus als am angebrachtesten erscheinen.

Der relativ geringe Nettoertrag der landwirtschaftlichen Produkte drängte zu einem Anbau weniger Hauptkulturpflanzen in größerer Skala im Einzelbetriebe. Als typisches Bild galt und gilt noch heute die landwirtschaftliche Betriebsform von hundertfünfzig bis zweihundert Hektar mit den Hauptkulturpflanzen Mais und Lein, oder Weizen und Hafer. Kleine sekundäre Kulturen fanden in diesen Betrieben nur minimale Verbreitung und wurden erst später in kleinen Spezialbetrieben ausgeführt.

So ist die Entwicklung der Landwirtschaft Argentinien zu verstehen, die in Bezug auf ihre Ausdehnung eine ungeahnte rapide Entwicklung nahm, die vor allem begünstigt wurde durch die energische Regierung des Präsidenten Roa, durch die Festlegung des Papiergeldkurses, durch die Erledigung des Grenzstreites mit Chile am Anfange unseres Jahrhunderts, dem Vorabende eines in der Geschichte aller Völker beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwunges.

Nach den Heuschreckeninvasionen der neunziger Jahre folgten von 1900—1906 reiche Erntejahre, die das Vertrauen zur Rentabilität landwirtschaftlicher Tätigkeit enorm stärkten, in den Anfangsjahren dem Kolonisten in einer Jahresernte einen häufig den bisher gering im Preise stehenden Bodenwert übertreffenden Rohertrag liefernd, der ihn aus dem Abhängigkeitsverhältnisse befreite und ihm ermöglichte, Herr auf eigener Scholle zu werden. Hand in Hand mit diesen ausgezeichneten Ernten ging eine rapide Steigerung der Bodenpreise, deren treibender Keil einerseits das Verlangen der Kolonisten nach Eigenbesitz war, andererseits die Spekulation, die, wie in allen Neuländern, so auch dort, sich des für ihre Zwecke erträglichsten Objektes bemächtigte. Hierin ist die Ursache des spekulativen Einschlages im argentinischen Wirtschaftsleben zu sehen.

Die bisherige seßhafte Kolonisation, die nur eine geringe Bedeutung erlangt hatte, gelangte auch erst jetzt zur eigentlichen Blüte und wies erst jetzt mit der Aufteilung der Litoralzone des Paraná ein kräftig pulsierendes Leben auf, zu dem die durch den Eigenbesitz bedingte veränderte landwirtschaftliche Betriebsweise die nötige Stabilität schuf und obige Zone zu der wirtschaftlich gesündesten Argentinien

machte. Alle Kreise wurden in diese Glanzperiode wirtschaftlichen Lebens hineingezogen, — so auch die Caudillos, denen, durch die ihren Anhängern sich bietende lohnende landwirtschaftliche Betätigung, der Boden für Putsche und Chirinadas entzogen wurde, der Lieblingsbeschäftigung kreolischer Zeit. Daß das Verschwinden dieser periodisch immer wiederkehrenden Störungen von allergrößtem Einflusse für die innere Gesundheit und für den Kredit Argentiniens im Auslande war, liegt auf der Hand.

Zentral-Argentinien, d. h. die Pampa-Ebene, ist jedoch nicht identisch mit den weniger bekannten Gebirgsregionen, der nördlichen Waldregion, den Provinzen Entre Rios und Corrientes und den Territorien Patagoniens. Gewiß hat auch das Zentrum seinen wirtschaftlichen Einfluß durch vermehrte und verbesserte Bodennutzung ausgestrahlt, jedoch liegen genannte Zonen fern von den natürlichen Einfallpforten, den Häfen von Buenos Aires, Rosario und Bahia Blanca, andererseits bietet der Tonboden der Provinz Entre Rios zwar ausgezeichnete natürliche Weiden, aber keine gleiche Anwendungsmöglichkeit nomadisierendem Ackerbaues zur Schaffung besserer Weiden, da der strenge Tonboden den Anbau der Luzerne zur Weide unmöglich macht. Patagonien hat überdies nur eine geringe Besiedlungsmöglichkeit.

Die vorzüglichen Bodenverhältnisse der Pampa-Ebene mit ausgezeichneter geographisch-wirtschaftlicher Lage, sich anlehnend an eine der bedeutendsten Wasserstraßen der Welt, den Paraná, in innigster Verbindung mit den drei bedeutenden Häfen Buenos Aires, Rosario und Bahia Blanca, haben nicht nur allein zu einer Zentralisation der Bodenproduktion, sondern auch zu einer solchen des Gesamtwirtschaftslebens geführt, welches letzteres sein Zentrum in der eineinhalb Million zählenden, ein Fünftel der Gesamtbevölkerung der argentinischen Republik ausmachenden, Bundeshauptstadt Buenos Aires besitzt.

Der nomadisierende Ackerbau in extensivster Form mit Großkultur nur weniger landwirtschaftlicher Nutzpflanzen hat, so sehr er auch für eine Massenproduktion geeignet war, doch auch seine großen Nachteile in der Technik landwirtschaftlicher Produktion, in der geringen Stabilität der wirtschaftlichen Lage des Einzelnen, vor allem aber bezüglich derselben im Gesamtwirtschaftsleben eines Staates. Extensive landwirtschaftliche Betriebsweise bedingt durchaus nicht eine irrationelle mechanische Bodenbearbeitung, sie führt aber leicht zu einer solchen, und diese ist in Argentinien auch heute noch häufig zu beobachten. Sie hat häufig ihren Ursprung in dem Ideengang, daß rechtzeitige Niederschläge die mechanische rationelle Bodenvorbereitung und physikalische Verbesserung der Böden, zur möglichsten Sicherstellung des Ertrages, illusorisch machen. Ein solcher Ideengang ist identisch mit dem Erwarten eines „Deus ex machina“, ein Ideengang, der das Resultat landwirtschaftlicher Tätigkeit zum großen Teile dem Zufall überläßt. Der Anbau nur weniger Kulturpflanzen setzt den Einzelnen bei Mißernten der Gefahr des Totalverlustes des Wirtschaftsjahres beim Fehlen weiterer landwirtschaftlicher Betriebszweige als Einnahmequellen aus, drängt die Arbeitstätigkeit oft auf die Hälfte und weniger der jährlichen Arbeitsmöglichkeit zusammen, benötigt zur Ernte der kolossalen Massenprodukte zahlreicher Arbeitskräfte, die nolens volens in der Periode geringerer Arbeitsmöglichkeit in die Städte abströmen müssen, oder in Gestalt überseeischer Wanderarbeiter eine unerfreuliche Erscheinung in einem Neulande sind.

Nomadisierende Ackerbauer verwachsen zu wenig mit dem Boden ihrer neuen Heimat, können er-

klärlicherweise keine Liebe zur Scholle, die nicht ihr eigen ist, haben; ihr Interesse für das Gedeihen ihrer Tätigkeitszone und des Gesamtstaates kann nur ein geringes sein. Die scharfe Trennung landwirtschaftlicher Tätigkeit zwischen Ackerbau und Viehzucht, wie sie im allgemeinen in Argentinien üblich, führt bei Mißjahren, wie die letzten Jahre bewiesen haben, zu Kalamitäten des Einzelnen und schweren Krisen des Gesamtwirtschaftswesens.

Vorherrschender Latifundien-Besitz, landwirtschaftliche Betriebe mit ausschließlicher Viehzucht einerseits, oder ausschließlich nomadisierendem Ackerbau andererseits, sind die Schattenseiten des argentinischen Agrarstaates. Die argentinische Regierung wird nicht umhin können, soll die wirtschaftliche Lage ihres Landes die notwendige Stabilität erhalten, den Problemen der kombinierten landwirtschaftlichen Betriebsweise (Ackerbau und Viehzucht), der Entwicklung des nomadisierenden Ackerbaues zum Selbsthaften, ihre größte Aufmerksamkeit zu widmen. Es ist diesem zukunftsreichen Lande und seiner intelligenten Bevölkerung, die so Hervorragendes auf dem Gebiete der Viehzucht geleistet hat, dessen Interessensphären und Produktionsmöglichkeiten durchaus nicht mit denen Brasiliens kollidieren, vollster Erfolg zu wünschen. Argentinien ist noch lange nicht an der Grenze seiner Produktionsmöglichkeiten angelangt, doch dürfte das Tempo in der Entwicklung künftig ein langsameres sein. Argentinien wird auch in Zukunft der Hauptproduzent von Getreide und Fleisch bleiben; zukünftige rationellere Betriebsweise der Landwirtschaft und das Verschmelzen der noch getrennten Betriebsformen lassen heute noch keinen Schluß auf die definitiven Produktionsmöglichkeiten zu.

Die Republik Uruguay zeigte in ihrer Entwicklung zum Agrarstaate dasselbe Bild landwirtschaftlicher Produktionsrichtung wie Argentinien, d. h. ausschließlicher Viehzucht. Bei den günstigen natürlichen Grenzen dieses Landes vollzog sich die Pazifizierung schon zu kolonialer Zeit, so daß schon bei der Unabhängigkeitserklärung fast alles Land sich im festen Besitz befand. Trotz der fast ununterbrochenen inneren Unruhen erreichte die Viehzucht einen hohen Stand. Die inneren Wirren waren aber nicht geeignet, die Einwanderung zu fördern, daher blieb die Gründung von Kolonien auf ein Minimum beschränkt, so daß auch noch heute die Viehzucht bei weitem überwiegt. Für diese existieren ausgezeichnete natürliche Weiden, so daß hier der Ackerbau wenig intermitierend auftritt und seine nomadisierende Form hier unbekannt ist. Die heutige Zone des Ackerbaues erstreckt sich nicht über 200 Kilometer nord- und westwärts der Hauptstadt Montevideo. Kann auch heute noch nicht von einem intensiven Ackerbau geredet werden, so ist doch durch die Selbsthaftigkeit des Kolonisten und durch längere Pachtdauer eine rationellere Bodenbearbeitung bedingt und dort vorhanden. In neuerer Zeit ist man sehr bestrebt, Ackerbaukolonien zu gründen, für welche besonders zu Weizenbau äußerst geeignete Böden vorhanden sind. Die relativ hohen Bodenpreise und die noch nicht konsolidierten inneren Verhältnisse dürften jedoch vorläufig nur eine langsame Entwicklung ermöglichen. Uruguay wird auch in Zukunft das ideale Land der Viehzucht, speziell der Schafzucht, bleiben, für die überall größtes Verständnis vorhanden ist.

Selbst etwaige zukünftige Unruhen können deren Entwicklung nur vorübergehend hinderlich sein und bei dem allgemeinen Wohlstand die auf der Viehzucht beruhende wirtschaftliche Bedeutung dieses Staates wenig beeinträchtigen.

Bieten Argentinien und Uruguay in ihren heutigen Produktionszonen bei allen Verschiedenheiten ein ziemlich typisches Bild landwirtschaftlicher Produktionsform, von der man als von einer Landwirtschaft der La Plata-Staaten sprechen kann, so bietet Brasilien das allerbunteste Bild landwirtschaftlicher Produktionsmöglichkeit. Das ungeheure, sich über die verschiedensten Klimate erstreckende Gebiet, die große Verschiedenheit seiner Topographie, die Mannigfaltigkeit seiner Bodenarten ermöglichen diesem Riesensreiche die Erzeugung aller landwirtschaftlichen Produkte. Diese Mannigfaltigkeit erlaubt es, eine breite solide Basis zu schaffen für eine zukünftige Industrie, für welche der Reichtum an Mineralien und landwirtschaftlichen Rohstoffen bei dem im Ueberfluß vorhandenen Wasserkraften günstige Auspizien bieten.

Der Umschwung, den die Aufhebung der Sklaverei notwendigerweise durch die gänzliche Reform des sozialen Lebens hervorrief, bedeutete einen Rückschlag für die Geltung Brasiliens in der Weltwirtschaft, ein Rückschlag, der erst in neuerer Zeit ganz überwunden wurde.

Bei der geographischen Lage Brasiliens am atlantischen Ozean ergeben sich so viele Häfen als Eingangspforten und Ausgangspunkte wirtschaftlicher Erschließung, daß hier von einer Zentralisation des wirtschaftlichen Lebens, wie sie in Argentinien in Erscheinung tritt, nie die Rede sein kann. Ich halte dieses als äußerst günstigen Faktor für eine dauernde gesunde Entwicklung der brasilianischen Union.

Bezüglich der gegenwärtigen landwirtschaftlichen Produktionsrichtung ergeben sich schon heute ziemlich charakteristische Bilder der verschiedenen Staaten Brasiliens.

Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Paraná als Vieh- und Zerealien-Produzenten; São Paulo als Kaffee-Produzent allerersten Ranges; Matto Grosso, Goyaz, Minas besitzen ebenfalls bedeutende Viehzucht; die nördlicheren Staaten sind Produzenten aller subtropischen und tropischen Erzeugnisse mit bedeutender Extraktivwirtschaft.

An der Spitze der Staaten der brasilianischen Union marschiert sowohl in wirtschaftlicher Bedeutung als auch wegen seiner gesamten fortschrittlichen Entwicklung der Staat São Paulo. Universell bekannt ist der Staat als bedeutendster Kaffeeproduzent. Seine wirtschaftlich vorherrschende Stellung verdankt São Paulo den unübertrefflichen Produktionsbedingungen für diese Rubiacee. Ist so nach außen hin der Staat São Paulo durch die Bedeutung seiner Produktions- und Handelswerte auf dem internationalen Markte bekannt und bewertet worden, so ist seine gesamte fortschrittliche Entwicklung, die eine äußerst erfreuliche in Südamerika ist, noch viel zu wenig gewürdigt worden.

Ogleich für den Staat São Paulo natürliche Grenzen mit seinen Nachbarstaaten existieren, so kann er wirtschaftlich doch nicht als isolierter Staat betrachtet werden. Für ihn existieren Einflußzonen oder Hinterländer, nämlich ein großer Teil von Matto Grosso, Teile von Paraná, Minas und Goyaz, Zonen, von und zu denen die Lebensadern in Gestalt von Eisenbahnen führen, so ein Gesamtproduktionsgebiet ergeben, das auch noch außerdem eine gemeinsame Aus- und Eingangspforte in dem Hafen von Santos besitzt. An anderer Stelle („Die Landwirtschaft im Staate São Paulo“) sind die landwirtschaftlichen Produktionsmöglichkeiten, die sich aus Klima, Lage und Boden ergeben, eingehender besprochen. Es soll hier die wirtschaftliche Bedeutung der Gesamtproduktion, sowie ihre zukünftige Richtung eingehender erläutert werden. Die südamerikanischen Länder, und mit ihnen der Staat

São Paulo, bieten nicht allein dem Landwirte ein interessantes Studium, sie sind besonders wegen ihres zukünftigen Einflusses auf das Weltwirtschaftsleben von ungeheurer, noch nicht abzuschätzender Bedeutung. Häufig wird in der Gegenwart die Frage gestellt: „Ist die jetzige günstige wirtschaftliche Lage des Staates São Paulo eine dauernde und damit gesunde?“ Diese Frage verdient ausführliche Beantwortung. Ueberraschend schnell hat sich nach der Kaffeevalorisation die durch die Ueberproduktion an Kaffee entstandene Krise überwinden lassen und das wirtschaftliche Leben rapid entwickelt. In der schnellen Entwicklung liegt wohl am meisten obige Fragestellung begründet.

Nun folgen allerdings häufig in Neuländern Perioden raschen wirtschaftlichen Aufstieges schwere Krisen und Rückschläge. Es erschien daher für die Beurteilung der wirtschaftlichen Lage des Staates São Paulo angebracht, einen Vergleich zu ziehen mit den Staaten am Rio La Plata, die unlängst den Schnelligkeitsrekord wirtschaftlicher Entwicklung geschlagen haben.

Die Bedeutung eines Staates im Wirtschaftsleben hängt in allererster Linie von seiner Produktionsfähigkeit, d. h. seinen Produktionsmitteln ab. Von letzteren sind die natürlichen Produktionsmittel die wichtigsten und die Voraussetzung zur Anwendung der übrigen Produktionsfaktoren. Diese natürlichen Produktionsmittel sind Grund und Boden und alle jene Momente, welche die Ertragsfähigkeit des Bodens beeinflussen wie Klima, Lage, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse. Grund und Boden allein können, abgesehen von der Extraktivwirtschaft, keinen Ertrag abwerfen, dazu sind noch die weiteren Produktionsmittel, Kapital und Arbeit, erforderlich. Grund und Boden des Staates São Paulo, in günstigster Weise durch Klima und Höhenlage beeinflusst, eignet sich hervorragend zur Kaffeekultur, des weiteren für den Anbau aller Kulturpflanzen der gemäßigten und subtropischen Zone, und außerdem zur Viehzucht. Neben Kaffee können Baumwolle, Reis und Zuckerrohr zu großer Bedeutung gelangen. Trotz aller bisherigen Erfolge der Polykultur überwiegt noch heute die Kaffeeproduktion derartig, daß von einer fast einseitigen Produktionsrichtung gesprochen werden kann. Die Kaffeekultur, der Lebensnerv des heutigen Paulistaner Wirtschaftslebens, wird allerdings auch in Zukunft bezüglich seines Handelswertes die Führung behalten. Eine solche einseitige Produktionsrichtung birgt aber für das wirtschaftliche Leben eines Staates große Gefahren in sich, führt leicht zur Ueberproduktion, besonders bei Produkten, die nicht zum unumgänglichen Lebensunterhalt gehören, führt dadurch zu Krisen, hervorgerufen durch das Fehlen von Erzeugnissen, die in ihrer Gesamtheit das wirtschaftliche Gleichgewicht erhalten. In diesem Sinne ist dem Anbau von Kaffee bei aller seiner dauernden Wichtigkeit eine weise Beschränkung aufzuerlegen, bei gleichzeitiger möglicher Intensivierung seiner Kultur.

Die bisher erzielten Erfolge der Polykultur, speziell der Baumwolle, des Zuckerrohres und des Reises, berechtigen zu den schönsten Hoffnungen, ebenso die in der Viehzucht erzielten Resultate. Von einer ähnlichen, fast märchenhaft erscheinenden, schnellen Vermehrung großer Massen-Handelsprodukte, wie in Argentinien, kann hier allerdings nicht die Rede sein. Die räumliche Entwicklung des Ackerbaues und der Viehzucht wird hier eine langsamere sein. Bodenart und topographische Lage erheischen für die Landwirtschaft einen anderen Charakter; das Ueberwiegen des mittleren und kleineren Besitzes hier, eine andere Betriebsform als in Argentinien bei der Bedeutung der dortigen Lati-

fundienwirtschaft. Die räumliche Entwicklung ist ferner im höchsten Maße abhängig vom Zuzug neuer Arbeitskräfte, von einem geeigneten Einwanderungs- und Kolonisten-Element, das im Staate São Paulo bisher zum größten Teile von den Kaffeeplantagen absorbiert wurde. Alle Verhältnisse im Staate São Paulo schließen glücklicherweise den nomadisierenden Ackerbau aus und werden zur bewährtesten Form landwirtschaftlicher Tätigkeit, dem seßhaften Klein- und Mittelbetriebe führen. Steht so der Staat São Paulo in der Schnelligkeit räumlicher Entwicklung des Ackerbaues zurück, so leuchtet doch der große Vorteil einer weniger schnellen, doch stabileren Erschließung und Bodennutzung mit notwendig seßhafter Kolonisation gegenüber der sprunghaften Entwicklung, der fluktuierenden Bevölkerung, der Konzentration der vagierenden Elemente in wenigen Großstädten, wie wir in Argentinien beobachten können, ein.

São Paulo verfügt wie Zentral-Argentinien über ein gutes Eisenbahnetz, vor allem aber über viele bedeutende Bevölkerungszentren, Städten mit 10 bis 45.000 Einwohnern. Viele von diesen Städten zeigen schon heute ein reges wirtschaftliches Leben, alle aber bieten als lokale Märkte nicht zu unterschätzende Stützpunkte für die Ausbreitung der Landwirtschaft. São Paulo verfügt ferner im ganzen Staate über bedeutende Wasserkräfte, welche die Verarbeitung der Rohprodukte, der Baumwolle und des Zuckerrohres, sozusagen an ihren Ursprungsorten aussichtsreich erscheinen lassen. Diese beiden letzteren Umstände sind von eminenter Bedeutung. Sie werden zu einer Dezentralisation des Wirtschaftslebens führen und dasselbe, als über das ganze Staatsgebiet verteilt, harmonisch gestalten. Entsprechend seiner Wichtigkeit dokumentiert sich auch heute das Hauptinteresse behördlicher und privater Kreise, neben der Förderung der Technik der verschiedensten landwirtschaftlichen Betriebszweige, in der Heranziehung der notwendigen Einwanderer und Kolonisten. Die Schwierigkeiten, welche heute der italienischen Auswanderung nach Brasilien bereitet werden, sind allgemein bekannt. Die italienische Einwanderung ist für den Staat São Paulo zu wichtig, als daß man ihr nur geringe Bedeutung beimessen könnte. Eine roge Propaganda an Ort und Stelle, d. h. in Italien selbst, von seiten gründlicher Kenner dieses Staates, ohne alles phantastische Beiwerk, wie es Weltenbummler und berufsmäßige Reiseschriftsteller oft betreiben, dürfte zusammen mit den schlagendsten Beweisen wirtschaftlichen Wohlergehens im Auslande, den Geldrimessen italienischer Kolonisten bald Wandel schaffen.

Neben Italien rekrutiert sich das Hauptkontingent der Einwanderer aus Spanien und Portugal. Als sehr gute landwirtschaftliche Einwanderer kommen ferner die Letten, Deutsch-Ungarn, Deutsch-Russen, Polen und Ruthenen in Betracht. Sie alle besitzen eine ausgeprägte Liebe zur Scholle und sind zu harte Arbeit gewöhnt, wie sie die Anfangsjahre der Kolonistentätigkeit nun einmal mit sich bringen. Gegenwärtig bildet Argentinien das Hauptziel dieser Auswanderer. Obige Elemente, die sich vorzüglich für hiesige Verhältnisse eignen, zu gewinnen, dürfte die darauf anzuwendende Mühe reichlich lohnen. Die Länder Zentral- und Nordeuropas stellen bei ihrer günstigen wirtschaftlichen Lage nur eine geringe Anzahl Auswanderungslustiger. Der Schwerpunkt einer Propaganda in diesen Ländern dürfte wohl mehr auf kommerziellem Gebiete liegen, des ferneren in der eingehenden Illustrierung der vorteilhaften, mannigfaltigen Möglichkeiten für Investierung europäischer Kapitalien, besonders zur

Baumwoll- und Zuckerproduktion, die hier große Zukunft haben.

Südamerika bietet in seinen verschiedenen Ländern so viele Möglichkeiten wirtschaftlicher Betätigung und Existenz, daß für jeden ein reichhaltiges Menu zur Auswahl vorhanden ist. Zweck dieser Skizze ist es nicht, eine Beeinflussung zu Ungunsten irgend eines Landes herbeizuführen. Wo immer aber von einem Lande der Zukunft gesprochen wird, hat sicher der Staat São Paulo das Recht, mit an erster Stelle genannt zu werden. Entspricht er auch nicht dem Ideal der Träumer, einem Schlaraffenlande, so bietet er doch jedem Heimatmüden, der die Arme rühren kann und will, mag er auch oft im Anfange durch eine harte Schule gehen müssen, bis er den passenden Platz gefunden, ein günstiges Tätigkeitsfeld. Leben und leben lassen ist hier bei größter Ellbogenfreiheit die Maxime, die nicht das Niederringen des Nächsten, das Schreiten über Kadaver, kennt, dieser häßlichsten Begleitscheinung wirtschaftlichen Emporstrebens in europäischen und nordamerikanischen Kampf um das Sein.

Günstige Produktionsbedingungen bei gesundem Klima, Sicherheit der Person und des Kapitals sind ausschlaggebend für wirtschaftliche Betätigung in Neuländern. Die noch heute, vor allem bei dem noch immer zum Teil romantisch-veranlagten Deutschen, vorherrschende Vorstellung von dem Tropenwunderland Brasilien hat wirtschaftlich keine größere Bedeutung als die Fransen am Kleide, so sehr auch die verschwenderische Pracht, mit welcher die Natur dieses Land ausgestattet, auf Herz und Gemüt wirkt.

Der Staat São Paulo muß als einer der wirtschaftlich gesündesten bewertet werden. Wer südamerikanische Verhältnisse kennt, kann der Regierung dieses Staates seit Jahren seine höchste Anerkennung nicht versagen in ihrem Streben, dem Staate ein solides Fundament zu geben. Daran ändern auch nichts noch vorhandene Unvollkommenheiten, die in jedem Neulande eine gerechte und nachsichtige Beurteilung finden müssen.

Unter solchen Verhältnissen muß die Weiterentwicklung des Staates São Paulo eine gesunde sein, was nicht ausschließt, daß gehegte Erwartungen teilweise nicht in Erfüllung gehen werden. Stagnationen werden, wie überall in der Welt, auch hier einmal eintreten; Krisen, die das ganze Wirtschaftsleben erschüttern, dürften jedoch hier in Zukunft ausgeschlossen sein. Möge der Paulistauer, wie bisher, so auch in Zukunft die Initiativen seiner Regierung aufs möglichste unterstützen und verallgemeinern, getreu dem Wort:

„Immer Mut, das ist des Wassers Braucht:
Hebt die Welle, dann trägt sie auch.“

Aus aller Welt.

Die Schreckenstat eines wahnsinnigen Soldaten. Wie berichtet, hat unlängst in Nevesinje der Titularkorporal Johann Rschaek der 7. Kompagnie des Infanterieregiments Erzherzog Salvator Nr. 18 in einem Anfall von Wahnsinn vier Soldaten erschossen und fünf verwundet. Nach kurzem Kampf mit der aus der nahe gelegenen Kaserne herbeigeeilten Bereitschaft wurde er selbst getötet.

Die Frau mit dem Bart. Die Pariser medizinische Welt ist in große Aufregung versetzt über eine Entscheidung der fünften Zivilkammer. Eine Frau hatte die Hilfe eines Arztes in Anspruch ge-



„Original-Pieper“-Waffen

(Jagdgewehre, halbautomatische Carabiner, automatische Pistolen, Munition für automatische Pistolen)

sind die besten u. tragen als Stempel der Echtheit nebenstehende Schutzmarke, sowie unsere volle Firma

Anciens Etablissements Pieper

(Société anonyme) HERSTAL-lez - Liège

Kataloge und Broschüren gratis und franco.

Verkauf unserer Fabrikate durch alle Waffenhandlungen.

nommen, um ihren etwas starken „Bart“ durch Radiotherapie beseitigen zu lassen. Nach der 15. Sitzung zeigte es sich, daß das ganze Gesicht verbrannt war. Die Frau stellte Schadenersatzansprüche. Trotzdem von laelunännischer Seite erklärt wurde, daß der Arzt keinen Fehler begangen habe, die Behandlung von vorneherein als gefährlich anzusehen gewesen sei und man mit einem solchen Ergebnis zu rechnen hatte, wurde der Arzt zur Zahlung des Betrages von fünftausend Mark verurteilt.

Eine seltene Antiquität. Aus Sarajevo wird gemeldet: Wie das Amtsblatt aus Mostar zu berichten weiß, befindet sich im Besitze des Regierungsvizesekretärs Mehmed Beg Kulinovic in Mostar eine seltene Antiquität. Es ist dies nämlich ein Koran (Musafi Serif), der auf einem vier Meter langen und acht Zentimeter breiten Papierstreifen geschrieben ist. Dieser Koran ist wahrscheinlich in den ersten Jahren der Eroberung Bosniens durch die Türken in die Hände der in Bosnien altsässigen Familie der Kulinovic gelangt. Die Antiquität war im Jahre 1896 anlässlich der Millenniumsausstellung in Budapest exponiert. Die bosnische Regierung hat die Antiquität damals auf den Betrag von 60.000 Kronen versichert.

Panik in einem Pariser Theater. Aus Paris wird berichtet: Das Volkstheater der Pariser Vorstadt Belleville war der Schauplatz einer Panik, die glücklicherweise keine allzuschlimmen Folgen hatte. Es wurde zum ersten Male ein Mimodrama gegeben, dessen letzter Akt eine Szene enthält, in der eine Löwin erscheinen soll. Aus diesem Grunde war die Bühne vom Zuschauerraum durch ein Drahtgitter getrennt. Ein offenbar ungeschicktes Manövrieren mit dem Löwenkäfig hatte zur Folge, daß die Bestie nicht hinter, sondern vor dem Schutzgitter knapp am Souffleurkasten erschien. Des Publikums in dem übervollen Hause sowie der Musiker im Orchester bemächtigte sich der fürchterlichste Schrecken. In wilder Hast stürzte alles den Ausgängen zu. Die panikartige Bewegung schien auf die Löwin selbst eine beängstigende Wirkung geübt zu haben, denn das Tier hielt verdutzt einige Augenblicke stille, sprang dann mit einem mächtigen Satz in die bereits geleerte Proszenimloge und geriet von da aus in die Theaterkanzlei, die mit der Loge direkt verbunden ist. Man schloß rasch die Kanzleithür. Die Löwin war auf diese Weise gefangen und konnte von dem mittlerweile her-

begeilten Bändiger Marek in ihren Käfig zurückgetrieben werden. Bei dem durch die Entsetzenszenen verursachten Gedränge erlitten zum Glück nur sieben Personen leichte Kontusionen.

Neue Morde des Raubmörders Sternickel. Aus Frankfurt a. d. Oder wird telegraphiert: Dem dem hiesigen Kreisgerichte eingelieferten vielfachen Raubmörder Sternickel wurden 2 neue Mordtaten nachgewiesen. Es wurde festgestellt, daß Sternickel auch im Jahre 1906 in Neunkirchen den Mord an der 13jährigen Martha Pühring beging und daß Sternickel auch der Mörder des in Solinger erschlagen aufgefundenen Schneiders Dobra ist.

Der höchste Gewinnanteil, den je ein Kapitalist für eine Geschäftseinlage einstreichen durfte, fiel jüngst einem Dr. Hollingworth in Kansas in Nordamerika zu. Allerdings mußte der Geldgeber erst vor Gericht gehen, ehe seine Ansprüche anerkannt wurden und er die vor zehn Jahren einem Jugendfreunde überwiesene Summe von zweitausend Dollar tausendfach zurückerhielt. Im Jahre 1902 empfing Dr. Hollingworth den Besuch eines Schulkameraden, des Goldgräbers Edward Tuft. Dieser versicherte, daß er ein anscheinend großes Goldlager entdeckt hätte, das Millionen einbringen müßte, wenn das notwendige Betriebskapital vorhanden wäre. Der Doktor setzte volles Vertrauen in die Worte des Kindheitsgefährten und händigte ihm die Hälfte seines damaligen Vermögens ein, das viertausend Dollar betrug. Tuft versprach dafür die Hälfte seines zu erwartenden Gewinnes und begab sich nach Mexiko. Dort machte er in der Tat sein Glück. Schon 1906 konnte er die „Grand Union Mining Company“ gründen, die mit einem Kapital von 10 Millionen Dollar zu arbeiten anfing. Tufts Anteil betrug vier Millionen, wovon die Hälfte rechtmäßig seinem Jugendfreunde in Kansas City zugekommen wäre. Der reich gewordene Goldgräber dachte aber gar nicht mehr an seine Verpflichtungen und sein Versprechen. Dr. H. blieb nun nichts übrig, als den wortbrüchigen Jugendgefährten zu verklagen. Nacheinander aber wiesen die Gerichtshöfe von Kansas, New York und Colorado die Klage ab. Erst jetzt entschied in Colorado die zweite Instanz zugunsten des Klägers, indem sie den Goldgrubenbesitzer zu einer regelrechten Teilung seines Gewinns verurteilte. Auf diese Weise bekam Dr. Hollingworth für seine Einlage von 2000 Dollar rund zwei Millionen Dollar.

Das seltene Jubiläum seiner siebenzigjährigen Berufstätigkeit als Buchdrucker ist der Präsident und Generaldirektor der Pester Buchdruckerei-Aktiengesellschaft, Hefrat Sigmund Ritter v. Falk, zu begehen in der erfreulichen Lage. Falk ist am 27. April 1830 geboren.

Eine bemerkenswerte Neuerung wurde auf der Straßenbahn in Wien eingeführt. Es sind dies neue Wagen, die eine zweite Etage, eine Art geschlossener Imperiale besitzen. Die Stiege befindet sich im Innern des Wagens quer zur Fahrtrichtung und kann daher auch während der Fahrt ohne Schwierigkeit benützt werden.

Eine Begebenheit, die sich in jüngster Zeit in dem sonnigen Italien ereignete, erinnert an die alte Sage von der edlen Genoveva, die ihren Sohn Schmerzenreich von einer Hirschkuh säugen ließ. Einem Ehepaar in einer Ortschaft in der Nähe von Neapel brachte der Storch ein Baby. Leider aber war die Mutter zu schwach, um ihr Kind zu nähren und kurz entschlossen versuchte der Vater es mit einer Ziege als Amme. Und siehe da — das Experiment gelang. Die Ziege obliegt ihrer Verpflichtung mit stolzer Würde und das Kind gedeiht sehr gut.

Dem „Bismarck Chinass“, dem durch seinen märchenhaften Reichtum bekannt gewordenen Vizekönig von Kanton, Li-Hung-Tschang, wurde in Shanghai ein Standbild errichtet. Es ist dies das erstmalig, daß die Chinesen einen ihrer großen Männer auf diese europäische Weise ehren, bisher geschah dies nur durch Tempelbauten. Li-Hung-Tschang, der im Jahre 1901 im Alter von 80 Jahren starb, hat bekanntlich viel zur Modernisierung Chinass beigetragen und auch im Jahre 1900 seinen ganzen Einfluß zur Niederwerfung des Boxeraufstandes und zur Anbahnung eines freundschaftlichen Verhältnisses zu den Weltmächten aufgeboten.

Neuer Flugweltrekord. Dem belgischen Farman-Flieger Vorscheeva ist es gelungen, einen Fluggastweltrekord mit vier Fluggästen aufzustellen. Vorscheeva stieg in dem Aerodrom von St. Job (Belgien) mit vier Offizieren an Bord auf und hielt sich 37 Minuten 6 Sekunden in der Luft. Bei der ausgezeichneten Leistung war der Henry-Farman-Apparat nur mit 80 HP Gnome-Motor montiert. Der bisherige Weltrekordinhaber war Schirmeister (Leipzig), der dort am 5. Juli 1912 33 Minuten 59 Sekunden mit vier Fluggästen geflogen war.

Schwerer Eisenbahnunfall in Oberbayern. Auf der Station Bruckberg bei Moosburg hat sich einem Telegramm aus München zufolge ein schwerer Eisenbahnunfall ereignet. Der Personenzug 1016, der um 6 Uhr 17 Minuten von Landshut nach München abgeht, wurde in Bruckberg zurückgehalten, um den Berliner Luxuszug, der auf seiner Fahrt nach München Landshut um 6 Uhr 25 Minuten verläßt, passieren zu lassen. Mehrere Passagiere des Personenzuges stiegen vorzeitig aus und wurden von dem gerade passierenden Schnellzug erfaßt. Drei Personen wurden getötet und eine schwer verletzt.

Noch ein Opfer der „Titanic“-Katastrophe. Der durch seinen Ruf als wissenschaftlicher Militär bekannte Oberst Archibald Gracie in New-York ist dem Wahnsinn verfallen. Der unglückliche Oberst hatte die Fahrt der „Titanic“ nach New-York mitgemacht und rettete sich in ein Boot, das es gelang, die „Carpathia“ zu erreichen. Seitdem verfolgte ihn die schreckhaften Erinnerungen an die Katastrophe in solcher Weise, daß er auf den Gedanken verfiel, unter dem Titel „Die Wahrheit über den Untergang der „Titanic“ ein Buch zu schreiben. Er setzte sich zu diesem Zwecke mit allen

Ueberlebenden der Katastrophe, deren Adressen er erhalten konnte, in Verbindung, um ihre Eindrücke über jene Schreckensszenen einzuholen. Zu gleicher Zeit wendete er sich an eine Anzahl anderer Personen, die anlässlich der Katastrophe in der Öffentlichkeit in irgend einer Weise hervorgetreten waren: an die Richter, die in New-York und London über den Fall verhandelten, an die Schiffskapitäne, die ihre Ansichten äußerten, sowie an die Ueberlebenden des Schiffspersonals. So gelang es ihm, ein enormes Material zusammenzutragen. Kürzlich übersandte er seinem Verleger den letzten Teil des Manuskripts, und als er in seine Wohnung zurückkehrte, kam bei ihm plötzlich Verfolgungswahnsinn zum Ausbruch. Er rief immer wieder mit wilder Gebärde und irrem Blick: „Wir müssen alle ins Boot bringen! Hierher! Wir müssen alle ins Boot bringen!“ Drei Tage darauf starb er. Wie es heißt, soll sein Buch ganz neue Details über die Katastrophe der „Titanic“ enthalten.

Ein Preis von 250.000 Pesos Bolivianos wurde von den Staaten Bolivien, Ecuador, Perú, Columbien und Venezuela auf dem Kongresse von Caracas für denjenigen in Vorschlag gebracht, der das beste Geschichtswerk über Simon Bolivar, den Befreier der genannten Staaten von der spanischen Herrschaft schreiben würde. Dieser Vorschlag ist jetzt von den genannten Staaten zum Gesetz erhoben worden.

Das Testament des Prinzregenten Luitpold. Von den Bestimmungen des Testaments des Prinzregenten Luitpold wird noch bekannt, daß der Prinzregent seinem ältesten Sohne Prinzen Ludwig das vormals herzoglich Leuchtenbergische Palais, in dem er selbst viele Jahre vor Uebernahme der Regentschaft gewohnt hat und das zurzeit dem Prinzen Ruprecht als Wohnung dient, hinterlassen hat. Die am Bodensee bei Lindau gelegene Villa Ansee, die 48 Jahre lang im Besitze des verstorbenen Regenten war, erhält seine Tochter Prinzessin Therese als ausschließliches Erbe. Die von verschiedenen Körperschaften dem verstorbenen Regenten überreichten Geburtstagsgeschenke, von denen die prächtigsten bisher im Empfangssalon der Wohnräume des Regenten in der Residenz aufgestellt waren, werden dem Inventar der Schatzkammer einverleibt, und so der allgemeinen Besichtigung zugänglich gemacht. Die von zahlreichen Künstlern dem Verbliebenen gespendeten Bilder werden, sobald hierfür Platz geschaffen ist, in einer der staatlichen Sammlungen Unterkunft finden. Ihre Zahl beträgt 500. Die dagegen vom Prinzregenten Luitpold käuflich erworbenen Bilder, 400 an der Zahl, gelangen unter die direkten Leibbeserben zur Verteilung.

Die Verluste der bulgarischen Armee. Nach einer Depesche der „Times“ aus Sofia sind die Verluste der bulgarischen Armee folgende: Offiziere: 284 getötet, 876 verwundet oder krank, insgesamt 1160; Mannschaften: 21.018 getötet, 51.000 verwundet oder krank, insgesamt 72.018. Viele Verwundete und Kranke sollen bereits wieder zu den Fahnen zurückgekehrt sein. Die dritte Armee, die die Türken zur Tschataldscha-Linie verfolgte, dann aber nicht weiter konnte, hat nach Berichten des Generals Dimitriew gewaltig unter Cholera gelitten. Nicht weniger als 35.000 Mann sollen von der Seuche befallen worden sein, doch starben nur 3000 Mann.

Zwei Aviatiker ertrunken. In der Nähe von San Franzisko sind die beiden Aviatiker Kearney und Lawrence, als sie einen Flug über das Meer nach San Franzisko unternahmen, ertrunken. Ihre Leichen sind bei Redondo Beach aus der See geborgen worden.

Schwerer Unfall bei Schießübungen in Spezia. Bei Schießversuchen im Kriegshafen von Spezia ereignete sich ein sonderbarer schwerer Unfall, dem General Ferrati vom Marinebauamt zum Opfer fiel. General Ferrati stand auf dem Geschützturn, um die beim Schuß eintretende Luftverdrängung zu messen. Dabei verlor er plötzlich infolge der Erschütterung das Gleichgewicht, schlug mit der Stirn gegen den scharfen Rand einer Panzerplatte und wurde schwer verletzt ins nahe Wacht haus gebracht. An seinem Aufkommen wird gezweifelt.

Der Nobel-Friedenspreis soll in diesen Jahre nicht verteilt, der Betrag für das nächste Jahr zurückbehalten werden. Das ist das Klügste, was das Komitee bei der jetzigen Lage tun konnte.

Buntes.

Kinematograph und Tierschutz. Die auffallend schnelle Zunahme der Lichtbildertheater hat es mit sich gebracht, daß außer den harmlosen, belehrenden und erfreuenden Stücken sich auch viele eingedrängt haben, welche die Nerven der Zuschauer — meist sind es jugendliche, unreife Personen — in Erregung und das Blut in Wallung versetzen. Es gibt zwar eine polizeiliche Zensur der Films, so daß das Allerschlimmste nicht mehr vorgeführt werden darf; aber trotzdem ist noch außerordentlich viel Volksverderbliches in den „Kientopp“-Vorstellungen zu sehen. Vielfach sind es Verbrecher- und Liebesgeschichten, Unglücksfälle, Kämpfe, Ueberfälle, Verfolgungen, Familientragödien, aber auch Tierquälereien, wie z. B. die Vorführung der spanischen Stiergefächte. Durch die Last immer auf das Sensationelle zugespitzten Darstellungen wird in der Jugend eine verkehrte, ungesunde Menschen-, Welt- und Lebensanschauung erzeugt, die dem Edlen geradezu entgegenarbeitet und die bösesten Früchte tragen muß. Wenn die unglückliche Ehe und die Trunkenheit mit dem Schimmer des Humors umgeben wird, Dumme-Jungen-, Spitzbuben- und Gaunerstreiche als Heldentaten vorgeführt werden, so kann das nicht anders als verderblich auf das warme sittliche Gefühl der Jugend wirken. Manches wird sogar zur Nachahmung reizen und schlummernde Anlagen und Neigungen wachrütteln. Wie nun die dargebotenen tierquälerischen Szenen auf das Volksgemüt wirken, erkennt man an der wiederholt gemachten Beobachtung, daß Pferderennen, Wildjagden, Katzenhetzen, Stiergefächte, die in so vielem den Abscheu zarter fühlender Menschen erregen, im Kino der dort anwesenden Jugend ein schallendes Gelächter entlockt haben. Deshalb sollte die polizeiliche Zensur sich auch auf die sorgfältige Ausscheidung der tierquälerischen Films erstrecken. Es sollten in den Lichtspielen keine Films erlaubt werden, die der sittlichen Gefährdung des Volkes nach irgend einer Richtung Vor-schub leisten.

Der Bruder des Papstes in Armut. Den Papst zum Vetter zu haben, wird gemeinhin als eine besondere Gunst des Schicksals angesehen, daß es einem aber im Leben auch besonders schlecht gehen kann, wenn man den Papst sogar zum Bruder hat, zeigt folgende Nachricht, die römische Blätter melden: Angelo Sarto, der 70jährige Bruder des Papstes, der in Riese das Amt eines Landbriefträgers versieht, hat vom Postministerium wegen seiner Armut eine Unterstützung von 175 Lire erhalten. Wie müssen da die Brüder zueinander stehen!

Die bulgarischen Nationalfarben als Modefarben. Man schreibt aus Berlin: Wenn man jetzt durch die großen Kaufhäuser der Haupt-

städte schreitet, wo schon alle Vorbereitungen getroffen sind, um unser schönes Geschlecht für das nahende Frühjahr vom Haupt bis zu den Füßen auszurüsten, so gelangt man zu der überraschenden Wahrnehmung, daß der Krieg auf dem Balkan die Mode des Jahres 1913 beeinflussen wird. Hier macht ein Plakat auf „Kleider mit bulgarischer Stickerei“, dort ein anderes auf „Hüte in bulgarischen Farben“ aufmerksam. Die Farben des Königreiches Bulgarien sind weiß-grün-rot und es lassen sich mit ihrer Zusammenstellung in der Tat sehr hübsche Wirkungen erzielen. Besonders beliebt scheinen Strohhüte werden zu sollen, die mit abwechselnd weißen, grünen und roten Röschen, sogenannten Pompadourräschen, garniert sind. Auch die Stickereien sind meist in weiß-grün-rot gehalten und überdies nach bulgarischen Mustern oder in Bulgarien selbst angefertigt. Die aufstrebende junge Industrie Bulgariens leistet nämlich gerade auf dem Gebiete der Stickerei sehr Ansehnliches und Beachtenswertes. Russische Stickereien, namentlich an leichten Sommerblusen, kannte und trug man bisher in der ganzen Welt. Jetzt haben die Ereignisse im europäischen Osten den sehr ähnlichen, gewiß nicht weniger geschmackvollen bulgarischen Stickereien die Aufmerksamkeit zugewendet, und um sie als solche zu kennzeichnen, wählt man gern die bulgarischen Nationalfarben für ihre Herstellung. Das ist ein Erfolg der bulgarischen Waffen, den die Heeresleitung des Zaren Ferdinand I. ganz sicher nicht erwartet hat.

Die Kosten des Lasters in Amerika. Auf der Ausstellung, die mit dem Internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie in Washington verbunden ist, hielt Vernon M. Cady, der Lecturer der American Federation of Sex Hygiene, einen sehr bemerkenswerten Vortrag, der durch Wandelbilder und Lichtbilder illustriert war. Nach diesem gibt es mehr denn 300.000 registrierte weiße Sklaven in den Vereinigten Staaten und die Polizei schätzt deren noch 1 Mill. nichtregistrierter. Ueber 3000 Millionen Dollar gibt das amerikanische Volk nach seinen Darlegungen für das Laster und allgemeine Immoralität aus, wobei noch nicht die Kosten für die Fürsorge der infolge des unmoralischen Lebenswandels Erkrankten eingeschlossen ist. Unter den interessanten Ausgaben erscheinen nach Cady's Vortrag noch: Für berauschende Branntweine 2000 Millionen Dollar; für Tabak 1200 Millionen Dollar; Juwelen und Schmuck 800 Millionen Dollar; Automobile 500 Millionen Dollar; soft drinks 120 Millionen Dollar; Kaugummi 13 Millionen Dollar; Tee und Kaffee 100 Millionen Dollar und Patent-Medizinen 80 Millionen Dollar.

Der gefräßige Domino. Man schreibt der „Magdeb. Ztg.“: Für eine Hoffestlichkeit in einer kleinen deutschen Residenz — deren Name wohl verschwiegen werden darf — war Maskenzwang angesagt worden, was zum erstenmal seit langer Zeit aus einer besonderen Veranlassung geschah. Das Maskenfest bildete den Abschluß einer ganzen Serie von Festen, die recht glanzvoll verlaufen waren und eine ganze Anzahl von Gästen befreundeter und verwandter Fürstenfamilien an den Hof geführt hatte. Bei der Auswahl der zugelassenen Personen des Ländchens selbst war man weitherziger als sonst gewesen, hatte aber natürlich entsprechend der Hofetikette nur solche Persönlichkeiten geladen, deren Rang und Stellung, sowie deren Beziehungen zum Fürstenhause die Einladung rechtfertigten. Mit Stolz konnten die Mitglieder des Hofes und der Zeremonienmeister den fremden Fürstlichkeiten gegenüber darauf hinweisen, daß die Allüren und das Benehmen der zum erstenmal bei Hofe Erschienenen durchaus den Erwartungen entsprachen, die man

gehegt hatte. Zum Schlusse der Festlichkeiten aber, am Maskenabend, fiel einigen Hoheiten und auch der diensttuenden Dienerschaft eine Maske auf, die sich wiederholt an die mit erlesenen Speisen und Getränken besetzten Büffets drängte und ganz ungewöhnliche Mengen der beliebtesten Delikatessen nicht nur, sondern auch der kräftigeren Gerichte verspeiste, was bei den übrigen Büffetbesuchern einiges Aufsehen erregte, zumal deren Appetit infolge der vorhergegangenen Festlichkeiten doch ziemlich abgeflaut war. Der schwarze Domino, der sich an dem fürstlichen Essen gütlich tat, verschonte tatsächlich nichts und entschwand dann in der Flucht der Gemächer. Anscheinend war sein Appetit aber noch nicht gestillt, und nach einer nicht allzu langen Pause erschien er wieder, um etwa dieselben Quantitäten zu sich zu nehmen. Dies wiederholte sich dreimal, aber in Anbetracht der heiteren und ungezwungenen Stimmung des Festes störte niemand die kulinarische Tätigkeit des allerdings mit einem anomalen Appetit gesegneten Gastes. Schließlich wurden aber dem Zeremonienmeister und einem Teil der Dienerschaft die derben Heimsuelungen der arg gelichteten Büffets doch zu stark, und als sich die Maske wiederum zurückzog, um neue Kraft für einen zu erwartenden weiteren Vorstoß auf die Tafeln zu sammeln, folgten einige Diener und verlangten die Vorzeigung der Einladungskarte. Da dieser Versuch, das Inkognito der Maske zu lüften, mißlang und ihr ganzes Benehmen Mißtrauen erregen mußte, so nahm man ihr den Domino und die Larve ab. Zur größten Heiterkeit und zum Erstaunen der Diener entpuppte sich nun ein — Soldat der Wachmannschaft, und als man weiter forschte, kam heraus, daß der ganze Maskenanzug von einem klugen Kopf geliehen worden war, um einem Soldaten nach dem anderen als Atrappe zu dienen. Auf diese Weise sollten alle Wachmannschaften in den Saal gelangen und sich am Büffet gütlich tun. Sobald sich einer gesättigt hatte, zog er sich in die Gemächer zurück, um dann schleunigst den Domino dem nächsten hungrigen Kameraden abzutreten. Leider wurde der Spaß zu früh entdeckt, und eine Reihe knurrender Magen blieb zurück. Der Vorfall löste eine ungeheure Heiterkeit aus und war der beste Scherz auf dem Maskenfeste, weshalb er unbestraft blieb.

Antilopen und Schlafkrankheit. Man wird sich erinnern, daß Robert Koch auf Grund seiner Studien in Afrika dafür eingetreten ist, das Großwild in der Nähe bewohnter Gegenden abzuschließen, da es der Träger der Schlafkrankheits-Erreger sei. An den Trypanosomen beherbergenden Tieren, wie Antilopen, Gazellen, Flußpferden infizieren sich die Tsetsefliegen und übertragen darauf die Trypanosomen auf den Menschen. Diese seinerzeit stark angefeindete Behauptung hat neuerdings, wie im „Archiv für Tropenhygiene“ mitgeteilt wird, durch die Untersuchungen der englischen Schlafkrankheitskommission in Uganda ihre Bestätigung gefunden. Man hatte nämlich aus Uganda alle Schlafkranken entfernt und darauf erwartet, daß die Tsetsefliegen keinerlei Ansteckungsquelle mehr finden würden. Da diese Hoffnung sich nicht erfüllte, fahndete man auf die Tierwelt dieser Gegend als Reservoir der Trypanosomen. Und in der Tat ließen sich aus dem Blute dreier Antilopenarten für den Menschen pathogene Trypanosomen isolieren. Es wird daher wohl nichts übrig bleiben, wenn nicht die ganze Bekämpfung der Schlafkrankheit ergebnislos verlaufen soll, als die Antilopen auszurotten oder doch wenigstens, wie es schon Koch vorgeschlagen hatte, in menschenleere Reservate zu drängen.

Eine originelle Wette. Aus London wird gemeldet: Unlängst stand ein Mann, der ein Bündel von Fünfpfundnoten in der Hand hatte und die

Kaiser-Borax

Zum tägl. Gebrauch im Bad und Waschwasser.

Kaiser-Borax ist das mildeste und gestündeste **Verschönerungsmittel für die Haut**, macht das Wasser weich, heilt rauhe und unreine Haut, macht sie **zart und weiß** und beseitigt jeden übeln Geruch. Ein Bad mit Kaiser-Borax nach starker Schweißabsonderung wirkt sehr erfrischend und anregend. Nur echt in roten Cartons.

Kaiser-Borax-Seife erstklassige Toiletseife.

Alleiniger Fabrikant **Heinrich Mack in Ulm a. D.**

se für einen Penny den Vorübergehenden anbot, auf einem Platz in London. Achtlos gingen die meisten an ihm vorüber. Einige meinten, er sei verrückt, andere, daß es sich um nachgemachte Noten handle, deren Rückseite irgendeine Reklame enthielt. Auch vor dem Picadilly-Hotel und später in der Oxfordstreet wurde der Mann gesehen. Das Bündel Banknoten schien nicht verringert, kein Mensch schien 4 Pfund, 19 Schilling, 11 Pence so leicht verdienen zu wollen. In der Tat waren es echte Banknoten, die der Mann ausbot. Es war der als Hausierer verkleidete bekannte Schauspieler Elder Hearn, der da eine Wette zum Austrag brachte. Hearn hatte im Garrickklub behauptet, wenn man echte Fünf-Pfund-Noten in den Straßen Londons ausbiete, man keine Abnehmer finden werde, während die Londoner sonst auf jeden Schwindel hereinfallen. Ein Theaterdirektor nahm die Wette an. Zwei Stunden hausierte Hearn in den Straßen herum und hatte nur drei Kunden gefunden. Einer war der Generalpostmeister von Britisch-Neuborneo, der zweite dessen Gattin und der dritte ein bekannter Pelzhändler. Die Frau des Generalpostmeisters wünschte ein Dutzend für einen Schilling zu kaufen, aber der Hausierer erklärte, daß er nur eine Note an jeden Kunden verkaufen könne. Hearn hatte die besagte Wette gewonnen, denn der Theaterdirektor hatte behauptet, er werde von zwanzig Banknoten in zwei Stunden mindestens fünfzehn los werden.

Ein verlockendes Mißverständnis. Ein Marburger Student ging mit einigen jungen Damen eines Pensionats, die ein günstiges Geschick mal ohne Aufsichtsdame gelassen hatte, durch die Straßen seiner Musenstadt. Die Gelegenheit schien ihm günstig, sich von den anderen Damen zu trennen, um mit „ihr“ allein weiterzugehen. Er wandte sich deshalb leise an „sie“: „Bitte, kommen Sie, wir wollen uns drücken!“ — „Aber, bitte, nicht so fest!“ erwiderte der holde Mund.

Humoristisches.

Zweifel. „Haben Sie schon gehört? Der alte Grimmbock hat lebenslänglich gekriegt.“ — „So ein alter Mann, ich glaube nicht, daß er das aushält.“

Des Mädchens Klage. „Papa hat jetzt Steuersorgen. Den ganzen Tag spricht er nur von Fahrkartensteuer, Billetsteuer und was nicht alles — nur an eine Aussteuer denkt er nicht!“

Unter Fliegern. „Und da wunderten wir uns immer über die Schnelligkeit, mit der unser Freund Lustig das Fliegen erlernte! Sein Vater war Versicherungssagent und er selbst Geschäftsreisender.“

Der Pedant. Professor: „Um eins möchte ich Sie dringend bitten, werter Herr Kammibale: Schmatzen Sie nicht, wenn Sie mich verzehren!“

Druckfehler. Auch die hiesige „Liedertafel“ hat ihr Scherflein zur Vereklung der deutschen Gesangs Kunst beigetragen. (Veredlung).

Feuilleton.

Das unbekannte Schicksal.

Roman von Peladan.
Uebersetzt von Emil Schering.

I.

Mit Gold und mit Blut, und mit dem einen im andern erklärte der herbstliche Himmel die alte Mythe vom Tage, der unter den Schlägen des Typhon stirbt.

Ein Trauerspiel in Farben spielte sich am Horizont ab. Unter den Pfeilen eines unsichtbaren siegreichen Bogens blutete das Gestirn. Aus seinen offenen Adern flossen Ströme von Purpur, diese Katastrophen des Aeschylos heraufbeschwörend, wo die Götter für die Menschen Partei nehmen und in ihre Handlungen eingreifen. Schein des brennenden Troja oder der Walhalla in Flammen, fließende Wunde des Prometheus oder der Niobiden: der Strahl des heldischen Blutes mischte sich glorreich dem flüssigen Gold des Abends.

Der Westen strahlte mit der feierlichen Pracht eines Hallelujas von Händel.

Dieses optische Oratorium sah sich ein junger Mann an. Er saß da, bestaubt, die Hose am Knöchel geschnürt, den Filzhut eingedrückt, ungezwungen, aber nicht malerisch gekleidet. Unter dem üblichen Anzug, den unsere Zeit trägt, verriet er seine Eigenheit nur durch die Kraft, mit der er beobachtete.

Von den Schönheiten des Abends bezaubert, bewunderte er unbefangen, und sein Gedanke wurde ernst.

Er hatte schon manchen Sonnenuntergang gesehen; aber diesen beobachtete er.

Wir achten selten auf die Schauspiele der Natur, die regelmäßig wiederkehren; die Gewohnheit schläfert die Erregbarkeit ein. Zuweilen jedoch öffnet die große Isis ihren ungeheuern Schleier; dann erleuchtet ein Strahl unser Herz bis in seine geheimsten Falten und enthüllt uns unsere eigenen Geheimnisse. . . . Schöne Augenblicke, wenn die Seele noch rein ist, in denen unser Streben nach dem Zustand der Blumen ihren Duft ausatmet.

Der junge Torigny war vom Schulunterricht zum Studium der Rechte übergegangen, von Examen zu Examen, hatte seine Jugend mit einer seltenen Unsträflichkeit verlebt, nur darauf bedacht, sich seine Zeugnisse zu erwerben. Er wußte nichts, in der bürgerlichen Gesellschaft aber konnte er auf alles Anspruch machen, da er die Vorschriften der materiellen Interessen kannte. Außer seinen Klassikern hatte er wenig gelesen; sein wahrhaft jungfräuliches Gemütsleben enthielt nur etwas fromme Liebe.

Wie kam der zauberhafte Anblick einer Abenddämmerung dazu, so neue Eindrücke auf ihn zu machen? Ohne eine Gedankenverbindung, plötzlich erschienen ihm seine vernünftige, praktische, nützliche Vergangenheit und seine bisher ebenso aufgefaßte Zukunft zugleich mittelmäßig wie häßlich.

Wie eitel sein Dasein, so wie man es ihm gezeigt hatte, kam ihm auf einmal zum Bewußtsein.

Leben, das war also nicht irgend einen Beruf ausüben, ehrlich und anständig, um sich schließlich durch ein öffentliches Amt zu sichern, nachdem man nichts anderes als sein Gedächtnis entwickelt hatte?

Leben, das war also vielmehr auf sein Herz hören, seine Eindrücke vervielfältigen, sein Bewußtsein ausbauen, mit dem Wesen der Dinge, dem Geist der Menschen verkehren?

Er suchte eine Beziehung zwischen der Schönheit des Abends und seinem Dasein, er verglich seine letzten Studien mit dem, was er sah. Die Erhabenheit der Landschaft entwertete sein Schicksal. Er wurde traurig. In seinem Innern erhob sich der Zweifel an der Lehre, die er empfangen hatte, an den Mustern, denen er bisher gefolgt war. Dieses Netz der Konventionen, mit dem die Gesellschaft den jungen Mann umgibt, fiel; er ahnte etwas von dem Individualismus, dieser furchtbaren Regung, durch die der Mensch seinen Mittelpunkt in sich selber entdeckt. Zum erstenmal fing er an, seinen Vater zu beurteilen: bisher hatte er den alten Notar nur verehrt. Der Gedanke, daß Leonardo da Vinci von einem Gerichtsschreiber abstammte, zerstörte das väterliche Ansehen. Der Uebermensch wirft einen lächerlich verzerrenden Schatten auf alles, was ihn umgibt. Seine Professoren kamen ihm jetzt albern vor oder geistig entartet.

Ein solcher Reichtum an Vorstellungen und Urteilen setzte ihn in Erstaunen; auch daß sie auf einmal so selbständig waren.

Auf seinem Bildungswege war er rastlos vorwärts gegangen, um die Zeugnisse zu erwerben, wie ein Jäger, der eine Spur verfolgt. Als er am Ziel ankam, fand er nur die Leere vor sich. Noch mehr Prüfungen, noch mehr Anstrengungen; von Scheuklappen und Geschirr befreit, entdeckte er plötzlich den ungeheuren Horizont der Persönlichkeit.

Die wirkliche Erziehung besteht weder in Manieren noch in Programmen; sie stählt den Charakter, wie man das Eisen stählt, um ihm eine Festigkeit zu geben, tauglich zur Anstrengung und ausdauernd bei der Probe. Der junge Mann, der am Strande von Perros-Guirec die Herrlichkeit der untergehenden Sonne betrachtete, gehörte zu dieser Art, die zwischen Wert und Mittelmäßigkeit liegt; die von ihren Meistern oder den nächsten Mustern abhängt.

Gewohnt, zu hören, wie sein Vater die Fragen auf die etwas verdächtigen Fähigkeiten des juristischen Scharfsinns reduzierte; schon geübt, die Rechtsbeugungen zu rechtfertigen und das Verbrechen zu entschuldigen, erlebte er seinen ersten poetischen Eindruck durch eine Abenddämmerung.

Lebhaft arbeiteten die Gedanken in seinem Kopfe, solange das Feuer der Farben glänzte.

Als aber das himmlische Gold erbleichte und das mythische Blut sich in violette Streifen schwärzte, fiel der Schatten, der den Himmel überzog und die leuchtende Zone umschloß, in die Seele des jungen Mannes und ertränkte die lebhaften Ideen, die ihm einen Augenblick gekommen waren.

An dem äußersten Ende des Strandes betrachtete auch eine Frau das abendliche Drama. Ihre Silhouette hob sich grau vom Himmel ab.

Er konnte ihre Züge nicht sehen: ein Schleier, der von der Kopfbedeckung herabfiel, rollte sich am Hals zusammen, und der Staubmantel in neutralem Ton vergrößerte ihren Wuchs.

Er betrachtete sie mechanisch als den Kegel der Landschaft. War sie jung, hübsch? Jungfrau oder Witwe? War sie reich oder mußte sie um das Leben kämpfen? Er stellte sich keine dieser Fragen, die sogar der Nachbar im Omnibus oder in der Bahn veranlaßt. Sie kam ihm sehr groß vor und, wahrhaftig, etwas unwirklich. Er hätte sich nähern können. Seine Neugier war nicht entschieden genug, um ihn zum Aufstehen zu bringen. Als aber die Unbekannte den Felsen, der ihr zum Piedestal diente, verließ und den Fußsteig der Zollwächter einschlug, folgte er ihr von weitem, weil er nichts anderes zu tun hatte.

An der Stelle, wo sie sich einige Minuten vorher erhoben hatte, stieß er mit dem Fuß an etwas Wei-

ches und Graues: es war ein Beutel aus Sammet. Er hob ihn auf und ging gerade schnell genug, um die hohe Silhouette der Frau unter dem Schutzdach einer Villa verschwinden zu sehen.

Außer Atem, machte er Halt, das Täschchen an seinen langen Bänden schaukelnd. Im Gasthaus des kleinen Badeortes schlug die Glocke zum Diner. Er kehrte plötzlich um, entschlossen, seinen glücklichen Fund zu benutzen, um in die Nähe dieser unbekannteren Frau zu dringen, der nachdenklichen Betrachtenden derselben Abenddämmerung, die einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Nach dem Essen würde er in dem feinen Landhäuschen empfangen werden; indem er sich einen Augenblick ein Leben ansah, das von seinem eigenen verschieden war, würde er manche Eigentümlichkeit beobachten. Das war jedenfalls ein besserer Zeitvertreib als eine der Familienzeitschriften zu durchblättern, die im Lesezimmer lagen. Diese Dame, deren Silhouette so ungewöhnlich war, mußte seltsam sein; sie würde es sicherlich für ihn sein, da er unschuldig war und aus der Provinz kam.

II.

Auf dem grellen Weiß des schon aufgedeckten Bettes lag das graue Sammettäschchen und verbreitete einen feinen Duft.

Der junge Mann wusch sich die Hände, bürstete seinen Hut, nahm die Zwickeln von seiner Hose. Er wollte die Kerze, die knisterte, ausblasen, als ein Zug von Wohlgeruch, wie ihn die Tuberose ausstrahlt, seine Nasenflügel traf. Von einer plötzlichen Neugier erfaßt, öffnete er das Täschchen und kehrte es um. Eine Börse, ein ziseliertes Fläschchen, ein kleiner Spiegel und ein Album fielen aufs Bett. Er nahm das Album, das in weißes verblichenes Leder gebunden war und ließ das silberne Schloß spielen. Mit einer feinen und gedrängten Handschrift bedeckt, trug es auf der ersten Seite den Titel:

„Vita vecchia.“

Er kannte nicht die „Vita nuova“, das geheimnisvolle Gedicht des geheimnisvollsten der modernen Dichter und begriff nicht die besondere Beziehung der Titel. Das alte Leben, das frühere Leben bezeichnete ein Gedenkbuch, ein Tagebuch; und er, der seine Augen nicht zu der Unbekannten erhoben, wenn er sie in einer intimen Lage überrascht hätte, verletzte ohne Bedenken die Geheimnisse ihrer Seele.

Noch einmal abgeschrieben, um in tragbarem Format besser aufgehoben zu werden, schienen diese Bekenntnisse ausgewählte Seiten eines umfangreicheren Originals zu sein. Die Einzelheiten, die Umstände waren unterdrückt worden, um nur die gefühlvollen Stunden und die Etappen einer Leidenschaft zu bewahren.

Den der Zufall augenblicklich zum Besitzer dieses intimen Tagebuches machte, war kein romantischer Geist. Ueber die Liebe hatte er nur wage Gedanken: seine aus Mangel an Beschäftigung entstandene Neugier zeigte ihm nicht, daß diese Lektüre ein Leckerbissen sei. Er war noch nicht soweit im Leben gekommen, daß er sich für das Studium der Seele interessierte, und besonders der leidenschaftlich bewegten Seele.

Mit Bedächtigkeit also und ohne einen anderen Eindruck als den des Parfüms, das von dem Täschchen ausströmte, überflog er diese Sammlung weiblicher Empfindungen, in dem ein anderer, mit größerer Erfahrung, das tiefe Interesse gefunden hätte, das von jedem aufrichtigen Bekenntnis ausgeht.

„Vita vecchia.“

Ich wußte nicht, daß ich schön bin. Mein erster Ball hat es mir enthüllt. Wie wären die schweren langen Stunden von Jedlesece erleichtert, verkürzt worden, wenn ich meine Schönheit gekannt hätte!

Aus dem Kloster bin ich in die Wälder gegangen, Schloßherrin aber Einsiedlerin, monatelang der Krankheit gegenüber, selbender mit dem Tode lebend, neben dem Bett, auf dem mein Vater seufzte.

Nachdem ich ihn verloren hatte, mußte ich die Zeit der Trauer mannigfachen, verwickelten, ermüdenden Interessen widmen. Als die strengen Pflichten erfüllt waren, ist meine Tante gekommen, hat mich dem schläfrigen Dämmern, in dem ich lebte, entrissen und mich in die Welt eingeführt, wie man ein Kind ins Wasser wirft, um ihm das Schwimmen beizubringen. Zwischen meiner Abreise von Jedlesece und meinem ersten Ball ist ein Monat vergangen, ein Monat, in dem ich nur Lieferanten, Schneider, Näherinnen gesehen habe.

Als ich am Arm des alten Ministers, der meinem Vater befreundet gewesen, erschien, wurde ich einen Augenblick von dem Glanz der Kronleuchter und dem Feuerwerk der Blicke geblendet. Auf einmal überkam mich eine sonderbare Sicherheit, als ob ich die Natur wechselte. Ich hörte auf, geblendet zu werden; ich blendete. Mein Glanz wurde von allen Augen zurückgeworfen.

Das Leben in frischer Luft, die Gewohnheit zu reiten und zu jagen, das frühe Aufstehen und das zeitige Schlafengehen, das alles hat die rosige Weiße meines Taints und die geschmeidige Bestimmtheit meiner Bewegungen geschaffen. Ich habe die Gewohnheit, mit Anmut zu befehlen, und man gehorcht mir: die Grazie des jungen Mädchens vereinigt sich in mir mit dem Charakter der Frau.

Kurz, ich bin schön, sehr schön: und tief glücklich!

Jugend und Schönheit verachten, weil sie vorübergehen, scheint mir ein düsterer und falscher Gedanke. Verachtet man die Blumen, die doch so vergänglich sind! Warum beim menschlichen Wesen nicht den Zustand der Blume und dann den Zustand der Frucht bewundern?

Meine Tante macht dieser Triumph bange um mich. Sie hat alle Predigten, die sie in ihrem Leben gehört hat, wiederholt, um mir vorzureden, was durchaus nicht angebracht war: „Ich würde nicht immer zwanzig Jahre alt sein, noch einen so frischen Taint besitzen, noch . . .“ Das weiß ich wohl. Aber dann wird es süß sein, mich an meine schöne Zeit zu erinnern; mir zu sagen, daß ich schön gewesen bin, wenn ich es nicht mehr bin. Augenblicklich bin ich schön und, ich freue mich darüber.

Ich freute mich so naiv, daß ich solche Strahlen warf! Man hat einen ehrwürdigen Geistlichen kommen lassen, damit er mich vor den Hinterhalten der Welt warne. Er hat besser gesprochen als meine Tante, und ich habe ihn ebensowenig begriffen. Ich bin schön und ich bin glücklich darüber: alle Auseinandersetzungen werden das nicht ändern.

Man behauptet, daß dieses Glück nicht unschuldig sei. Ich lächle allen zu, ich sage nur lebenswürdige Dinge. Die alten Leute sind sehr empfänglich für meine Artigkeiten. Ich gebe Lust, ich empfangen Lust, ist das nicht köstlich?

Eine Freundin hat mich gefragt, ob ich noch keinen Kavalier bemerkt habe. Ich habe gelacht.

Es wird einige Zeit vergehen, bevor ich jemand anders als mich im Auge des andern sehe. Ich liebe mich zu sehr, um mich mit irgendeinem zu beschäftigen, wer es auch sei.

In der Einsamkeit groß geworden sein, muß einen Menschen anders machen. Ich begreife die Empfindungen meiner Freundinnen nicht, und sie halten sich auf, wenn ich meine ausspreche. Als ich gefragt wurde, welchen von meinen Tänzern ich vorziehe, habe ich geantwortet: den besten.

Die alten Herren gefallen mir besser als die glän-

zenden Offiziere; die ersten sind dankbar für die geringste Kleinigkeit; die letzten sehen wie Menschenfresser aus, die mit einer Brotkrume vorlieb nehmen und sich zu guter Laune zwingen. Die Geckenhaftigkeit des Mannes ist häßlich und dumm oder tückisch und beunruhigend.

Ich habe mir die Koketterie erklären lassen, und ich frage mich, ob ich kokett bin. Ich will gefallen, und zwar allen, aber ich tue nichts anderes dazu, als daß ich selbst bin: ich die gleiche wie in Jedlesee, nur mit etwas mehr Toilette.

Ich entdecke bei meinen besten Freundinnen einen Neid, der sich nicht immer verbergen kann. Das Glück eines Weibes bildet ein wirkliches Unglück für alle Frauen, die dessen Zeugen sind. Sicher wünschen mir mehrere die Blattern oder einen Unfall der mich entstellt. Man kann also kein Vergnügen haben, wenn man sich nur über sich freut. Die Koketterie kommt viel weniger aus dem Wunsch, einem Manne zu gefallen, als aus der immer wachen Lust, ihn andern fortzunehmen.

Ich habe gesehen, wie X. einem jungen Manne ihren Handschuh gab, ohne ihn ausgezeichnet zu haben, zu dem einzigen Zweck, ihn von einer Freundin zu befreien. Die Frauen wollen den Mann eher einer andern fort- als für sich nehmen.

Ich habe einen viel begehrten ungarischen Edelmann, der viele Siege errungen haben soll und für einen Don Juan gilt, gefragt, wie er mit seinem Schnurrbart, den ich sehr lächerlich finde, so viele Frauen habe verführen können. Er hat mir geantwortet: „Ein Mann gefällt allen, sobald es sich darum handelt, ihn der Freundin zu entführen.“ Niemals werde ich so empfinden. Zwei können sich auf demselben Wege treffen, aber ihn einschlagen, weil er schon gewählt ist, wie niedrig!

Ich möchte gefallen unter dem Beifall der andern: deren Verdruß verdübt mir meine Freude.

Empfinden, daß man für alle, die uns sehen, den kostbarsten Gegenstand dieser Welt vorstellt, welch wundervolles Gefühl!

Erster Heiratsantrag, der mir wie ein abscheulicher Scherz vorgekommen ist! Ein Mann, sehr reich, von großem Einfluß, aber ein Mann, der nicht zu gut wäre für die Geschäfte eines Verwalters von Jedlesee. Ich habe ihn abfahren lassen wie einen schmutzigen Hund, der an ein neues Kleid springt.

Unter vier Augen sind die jungen Leute langweilig. Sie sehen aus wie Verschwörer, die bei jedem Wort ihr Geheimnis verschlucken: ihre gerührten Augen werden dumm, und sie sprechen nur von sich, von dem was sie träumen. Und sie streichen sich heraus, sie stellen sich selber ein Zeugnis aus mit einer Ueberzeugung, die im Handel wertvoll sein würde: kein Käufer könnte ihr widerstehen.

Zu Jedlesee habe ich in alten Büchern geblättert, da ich niemand hatte, mit dem ich sprechen konnte. Ich habe meinem Vater oft die französischen Autoren, die er leidenschaftlich liebte, vorgelesen; und ich glaube eine bessere Bildung zu besitzen als die Mädchen, die in Wien erzogen sind und die Romane auf Romane verschlungen haben. Diesem Umstand schreibe ich es zu, daß ich an den Duos des Salons wenig Geschmack finden kann.

Neulich Abend hatte ich den Vorhang eines Fensters beiseite geschoben und sah den Schnee in Flocken auf die verlassene Allee fallen. Während das Brausen des Festes mein Ohr liebteste, hielt ein schöner Dummkopf den Augenblick für günstig, mir zu sagen, was er leide, was er wünsche. Wahrhaftig, die Männer sind unversehmt, sich für interessant zu halten und immer vom Zustand ihres Herzens zu erzählen. Was bedeutet es für mich, daß er durch diesen selbst Gedanken eine Gewohnheit

oder ein Geschäft versäumt hat? Was bedeutet das für mich?

Die Künstler wissen zu scheideln. Ein Maler hat mir meine ganze „plastische Familie“, wie er sich ausdrückte, angegeben: ich habe eine Schwester in Amiens, Cousinen in Chartres, eine Tante in Basel, und meine Verwandten sind alle heilige Personen, in Stein gehauen und Portale bewohnend. Er nennt mich „Trecenta“, um zu sagen, daß meine Schönheit den Charakter des dreizehnten Jahrhunderts hat, daß sie priesterlich, engelhaft, architektonisch und besonders magisch ist!

Der Polizeipräsident, der meiner Tante verpflichtet ist, hat uns als Zerstreuung vorgeschlagen, zu einer Zigeunerin zu gehen, die eben wegen Diebstahls ein Jahr abgesehen hat.

Diese Frau, die herrliche Augen hat und mager und schmutzig aussieht, hat mich mit tiefer Aufmerksamkeit betrachtet. Sie hat mir geweissagt, ich würde unglücklich in der Ehe sein, es würde jemand meinewegen sterben, ich würde ein Leben des Umherirrens führen.

Ich habe über ihre Weissagung gelacht, und alle haben mit mir gelacht.

Meine Tante hat sich in den Kopf gesetzt, mich mit einem jungen Offizier von großem Namen und einer schönen Zukunft zu verheiraten; ich habe die Dinge eine Weile gehen lassen, und auf einmal habe ich erklärt, ich wünsche nicht, daß man für mich wählt, noch daß man mir eine Partie vorschlägt; die Rolle der Familie beginne nach meiner Ansicht erst, wenn das junge Mädchen eine Neigung gestanden hat. Für mich ist dieser Tag noch sehr fern; ich will mich an meiner Schönheit freuen, ohne mich gegen Heiratsanträge verteidigen zu müssen.

Es ist jetzt der zweite Winter, in dem ich in den Wiener Salons tanze, und wenn ich auch ebenso schön bin — oder noch schöner, wie die Leute sagen — so bin ich doch weniger glücklich.

Sehr tief empfinde ich die Bosheit der Frauen und die Albernheit der Männer; zwischen denen, die mich beneiden, und denen, die mich langweilen, finde ich oft die Nacht lang und die Rückkehr düster.

Meine Jugendlichkeit, die durch meine Aufgabe als Krankenpflegerin zurückgehalten war, hat sich zuerst freien Lauf gemacht. Jetzt glaube ich ins Theater zu gehen, um dasselbe Stück zu sehen. Trotzdem ich immer, wie man sagt, die Königin des Balles bin, sehe ich an jedem Abend den Augenblick voraus, wo ich mich langweilen werde, oder vielmehr wie meine guten Freundinnen Intrigen anzetteln und Bosheiten aushecken werden.

Ein Triumphfeminat ist von mir und zwei Freundinnen gebildet worden. Wir sind beinahe vom selben Alter, vom selben Vermögen, ich möchte fast sagen, von derselben Schönheit, wenn ich mich nicht vorzüge, und wenn man mich nicht vorzüge.

Ohne darin etwas anderes zu suchen als eine Unterhaltung, fühle ich bei meinen Freundinnen einen Wettstreit, der wahrhaft erstaunlich ist, weil er keinen Grund hat. Wenn unvermutet ein Mann dazwischen käme, ich weiß nicht, wessen jede fähig wäre aus Neid. Warum bildet fremdes Glück das Unglück für die Meisten? Ohne diese Vergleiche würden alle sich bescheiden.

Graf Wilhelm ist der schönste Offizier von Wien, ein Herzenbrecher, ein Verschwender. Er kommt von einer kleinen Garnison zurück, wohin man ihn zur Strafe geschickt hatte, weil er etwas zu tolle Streiche machte. Man erzählt von ihm abscheuliche Dinge; er stellt die andern Männer so in Schatten, daß die Geschichten vielleicht zum Teil Verleumdungen sind.

Nachdem er uns einige Minuten betrachtet und

beurteilt hat, ist er gekommen, um sich vorzustellen, und hat mir die schmeichelhafteste Huldigung gewidmet. Meine beiden Freundinnen bissen sich die Lippen vor Aerger, und ihre Blicke hatten einen so bösen Glanz, daß ich traurig wurde.

Graf Wilhelm findet sich überall ein, wohin ich gehe, und legt sich mir zu Füßen, wie man sagt, indem er eine Demut vorgibt, die von der ungezwungenen Haltung absticht, wie er sie den andern Damen gegenüber zeigt. Er ist der erste, der mir zu schmeicheln und mich für die Wahl eines Einzigen empfänglich zu machen weiß.

Meine beiden Freundinnen werden die Gelbsucht haben, bevor ein Monat vergeht, wenn sie sich nicht dem Grafen an den Hals werfen, um ihn mir abspenstig zu machen.

Meine Tante hat mir sehr häßliche Dinge über Wilhelm erzählt. Wenn das wahr ist, so ist er ein Wüstling, ein Spieler, ein Trinker . . .

Wilhelm hat mit mir gesprochen, in den kurzen Pausen zwischen zwei Tänzen. Er ist nicht gebildet, aber er hat einen reizenden Takt und findet angenehme Worte. Er macht sich schüchtern, fast kindlich, und niemals spricht er von sich oder von seinen Liebesleiden; er beklagt sich nicht über meine Kälte, erstaunt nicht über meine Zurückhaltung wie die andern. Kurz, es ist der vollendetste Kavalier, den ich noch getroffen habe.

Wilhelm ist vollständig ungebildet. Er versteht nur die Kunst gut, zu sagen, was für jeden paßt; das muß die Kunst von Versailles sein: Welch vollkommener Schmeichler! Aber er ist nicht fade. In seinen Bewegungen, in seinen klaren Augen, auf seinen dünnen und gebieterischen Lippen ist etwas Wildes und fast Beunruhigendes: er ist eine große Katze.

Ich habe ihm gesagt, in welchem abscheulichen Ruf er stehe. Er hat mir nur geantwortet: „Ich gehöre zu denen, die nichts wert sind und die, sich selber überlassen, zum Teufel gehen; wenn aber ein Engel gerulete, mir ein Zeichen zu geben, würde ich zu Gott gehen.“ Ich habe nichts gefunden, was ich ihm hätte antworten können, und unsere Unterhaltung über diesen Punkt ist dabei stehen geblieben.

Wilhelm weist die Koketterien meiner beiden Freundinnen, die wirkliche Feindinnen geworden sind, mit Verachtung zurück. Die eine hat mich gefragt, ob ich Wilhelm heiraten wolle; als ich lebhaft verneinte, sagte sie: „Nun, ich werde mich nicht bedenken, in Deine Fußtapfen zu treten, denn ich bin bereit, ihm meine Hand zu geben.“

Ihre Familie würde sich dagegen auflehnen, aber ich muß ihr dankbar sein für ihre Absicht, die gut ist wie Frauenfreundschaft.

Man hat auf meine Tante eingewirkt. Sie grollt mir etwas, weil ich ihren Freier trocken und entschieden abgelehnt habe, und sie hat mir ebenso trocken angekündigt, die häufigen Besuche des Grafen Wilhelm kompromittieren mich; ich müsse ihm ein so saures Gesicht machen, daß er nicht wiederkäme. Um ihren Befehl zu unterstützen, hat sie einen glaubwürdigen Verwandten zu Hilfe gerufen; und wahrhaftig, ich müßte närrisch sein, wenn ich solche Enthüllungen übersehen wollte. Närrisch oder verliebt? Und Gott weiß, ich liebe niemand, Wilhelm nicht mehr als einen andern.

Warum fühlt sich eine schamhafte Seele gegen ihren Willen zu einer ganz andern gearteten Seele hingezogen? Kann ein junges Mädchen, das wirklich rein ist, von einem lasterhaften Manne träumen? Allerdings ist die Liebe so mächtig, daß sie reinigt, was sie berührt, wie die heiligen Frauen den Drachen Halfter aus ihrem Gürtel machen und sie so am Zügel führen.

Ich bin sehr würdevoll gewesen, glaube ich. Ich habe ungefähr so gesprochen: „Ihr Ruf ist von der Art, daß ein junges Mädchen Ihre Aufmerksamkeiten nicht annehmen kann, ohne sich zu schaden: aus unzweifelhaften Zeugnissen geht hervor, daß keine Familie Sie aufnehmen würde. Man sagt sogar, daß Ihre Seufzer um mich von dem Umstand veranlaßt werden, daß ich Waise bin, daß ich Vermögen besitze, daß Sie mich zu einem unüberlegten Streich verleiten wollen.“

Er ist bleich geworden und hat die Augen niedergeschlagen.

„Fräulein, wenn Sie mich angeklagt haben, so habe ich mich nie verteidigt. Was bedeutet es, ob meine Unwürdigkeit etwas größer oder geringer ist. Ich bin Ihrer unwürdig, das weiß ich. Aber der größte Ungläubige hat das Recht, von Besserung, von Bekehrung zu träumen. Ich habe den Traum gehabt, mich durch Sie, für Sie umzuschaffen: der Teufel oder der Verdammte hat gewagt, das Auge zu dem Engel zu erheben, und der Engel hat seinem reinen Wesen gehorcht und den Verwünschten in die alte Sünde zurückgestoßen.“

Er hat mich verlassen. Ich dachte, er würde sich über sein Mißgeschick trösten bei meinen Freundinnen, die bereit sind, ihn aufzunehmen. Er ist fortgegangen, und ich habe bald meinen Wagen verlangt.

Ein Freund von Wilhelm ist gekommen, um mir mit traurigem Gesicht über gleichgültige Dinge zu sprechen, ohne auf Wilhelm anzuspielen. Ich, ich habe gesagt: „Ich bin wirklich beleidigt, ein Vorwand für schlechten Wandel zu sein. Graf Wilhelm sagt allen, daß er ein abscheuliches Leben führe, um mich zu vergessen, und ich fühle mich der öffentlichen Meinung gegenüber für seine Verfehlungen verantwortlich.“

Ist das ein Anschlag? Sollte er aufrichtig sein? Was soll ich glauben? Wen soll ich um Rat fragen? Und dann zu welchem Zweck? Mein Herz sagt eines, meine Vernunft sagt etwas anderes.

Ich komme ganz verwirrt aus einer Vorstellung des „Tannhäuser“: ich habe mich wiedererkannt unter den Zügen der Elisabeth, ich habe Wilhelm unter den Helden gesehen. Als der Minnesänger ausruft: „Ich such den Weg zum Venusberg“, hat mir das Herz in der Brust geschlagen. Hätte ich Wilhelm am Ausgang getroffen, ich hätte ihm die Hand gereicht.

In der Tat rettete Elisabeth nicht Tannhäuser, sondern seine Seele; und ich sollte mich für die Rettung Wilhelms opfern? Elisabeth ist eine Heilige, und ich bin eine Frau! Ein Weib! Ich will mir das unaufhörlich wiederholen, um nicht mehr zu versuchen, als ich kann.

Ich treffe den Grafen Wilhelm nicht mehr. Die einen behaupten, ich habe ihn zur Verzweiflung gebracht; die anderen, er verbringe seine Zeit in den Abgründen von Wien. Wer sagt die Wahrheit?

Seine Abwesenheit wirkt anders auf mich als seine Gegenwart: er beschäftigt meine Gedanken mehr, als ich wünsche, und macht mir Gewissensbisse, ja, Gewissensbisse. Für diesen Mann, der jung, schön und tapfer ist, war ich vielleicht wirklich der leuchtende Stern, der leitet und der rettet.

Ein Wort, im Augenblick seiner größten Bedeutung gesagt, wirkt ebensowohl wie eine tolle Handlung: ein Wort rettet oder tötet, ein Wort entscheidet über ein Leben, ein Wort kettet oder löst zwei Schicksale.

Wilhelm verbringt seine Zeit in den schlimmsten Spelunken von Wien mit den schlechtesten Offizieren. Jemand hat mir gesagt: „Einst führte ihn ein Liebeskummer ins Kloster, jetzt führt er ihn in die

Kneipe.“ Ich wäre also verhängnisvoll für diesen Unglücklichen gewesen. Er hat den Engel getroffen, und der Engel hat ihn zurückgestoßen. Was hätte ein wirklicher Engel getan? Der Engel ist das Wesen, das rettet, und nicht, das sich rettet. Der Engel kann durch den Sünder nicht verdorben werden, wohl aber das Weib . . .

Der, den ich Wolfram nenne, obwohl er nichts von der Milde des Minnesängers besitzt, hat mir gesagt: „Wilhelm ist in Verzweiflung, wenn er denkt, daß er durch sein Betragen Ihre gute Meinung einbüßt. Geben Sie ihm den Befehl, sich zu bessern, und die Erlaubnis, wieder in Gesellschaft zu erscheinen, und er wird Ihnen gehorchen.“

Ich habe nicht geantwortet. Dadurch hätte ich mich etwas gebunden, und ich fühle, daß künftig alles von Bedeutung ist zwischen diesem Tannhäuser und mir.

Man müßte sich von seinesgleichen angezogen fühlen. Das würde logisch sein! Wie kommt es, daß die frömmsten Frauen, im guten Sinne gemeint, Wilhelm ein besonderes Wohlwollen bezeigen? Sie haben eine Art zu sagen, er sei „ein schrecklicher Mensch“, die das gerade Gegenteil bedeutet.

Während ich erschrecke, empfinde ich Sympathie für diesen abscheulichen Menschen; und ich muß es mir immer wieder sagen, daß er abscheulich ist, um mir nicht zu gestehen, daß er sehr liebenswürdig ist.

Von allen, die ich gesehen habe, ohne den berühmten Komponisten auszunehmen, hat mir niemand so gefallen wie dieser abscheuliche Lebemann: und wenn ich mich genau prüfe, muß ich mir gestehen: ohne seinen schlechten Ruf, den er leider nur zu sehr verdient, hätte ich ihn gewählt.

Aber wie mir schmeicheln, daß ich seine Natur ändern, einen so lasterhaften Menschen in einen treuen Gatten verwandeln kann? Es hieße Gott versuchen, mir eine solche Macht zuzutrauen!

Ich möchte in der Geschichte Beispiele auffinden, wie Wüstlinge durch ihre Frauen bekehrt worden sind. In welchem Buch würde ich die finden? Man hat die Bekehrungen des Glaubens erzählt, aber nicht die der Liebe. Gegeben hat es doch welche.

Bin ich schön genug, so schön, wie nötig ist, um einen Mann, der die verkörperte Untreue und das Muster des Lasters ist, treu und musterhaft zu machen? Trotz der guten Meinung, die ich von mir habe, zögere ich, ja zu antworten.

Ich habe ihn wiedergesehen; seine Blässe bewegte mich sehr. Wilhelm schien eine Verzeihung zu erbitten, die meine zu aufrichtigen Augen ihm nicht versagten.

Wir haben nur einige kurze Worte gesprochen, die an sich gewöhnlich waren und doch vor Erregung zitterten.

Bin ich verwirrt gewesen? Ich glaube, in seinen Augen mehr Hoffnung leuchten gesehen zu haben, als ihm zukam.

Da ich mich nicht mehr an seine Haltung erinnere, kann ich seine nicht beurteilen.

Oh wie furchtbar ist das Gefühl, sobald es sich belebt! Man kann nichts mehr unterscheiden, weil in der Seele zu viel vorgeht, das alles für sich in Anspruch nimmt.

Ich will diese Intrige ohne Ende, in der mein Wille von Tag zu Tag schwächer wird, abbrechen. Ich werde nach Jedlesee gehen. Auch sind es fast zwei Jahre her, daß ich nicht dort gewesen bin, und ich muß dorthin, um nach meinen Gütern zu sehen.

Dort werde ich den Frieden wiederfinden und aufhören, an diesen unverbesserlichen Don Juan zu

denken, der nicht das Herz eines jungen Mädchens verdient.

Wie habe ich bis zum zwanzigsten Jahre in Jedlesee leben können? Jetzt, wo ich die Welt kenne, würde ich mich für eine Verbannte, Verdammte halten. Und doch würde diese Einsamkeit mit einem lieben Menschen das Paradies sein.

Mit verhängten Zügeln durch den Wald reiten, ist meine große Lust: aber doch folgt mir ein Gespenst . . . Ah, die Hexe von Wien hatte vielleicht recht: ich werde unglücklich in der Liebe sein.

Es ist eine furchtbare Bestürmung, die zugleich unsere Schwäche wie unsere Tugenden belagert.

Wilhelm gefällt mir, Wilhelm verdient, daß man ihn rette. Ich muß sowohl meiner Neigung wie der Stimme der Barmherzigkeit widerstehen: ich werde zu gleicher Zeit durch den Teufel wie durch den Engel versucht. Denn schließlich würde es ein schönes Schicksal sein: das der Läuternden, der Retterin; wenn ich in meinem Wunsch scheiterte, wenn ich meinen Eifer vergebens verschwendete, in welchen Abgrund von Leiden würde ich fallen? Niemand habe ich, dem ich mich anvertrauen könnte.

Diese unfruchtbare niederdrückende Träumerei werde ich nur durch eine entscheidende Handlung los werden. Ich muß mich verheiraten. Aber jedes Mal, wenn ich an jemand denke, der alle wünschenswerte Würde besitzt, die Wilhelm fehlt, entdecke ich, daß diesem alles fehlt, was Wilhelm besitzt; ich möchte es „Liebenswürdigkeit“ nennen, indem ich das Wort erhöhe; es ist diese unbestimmte Eigenschaft, die zwischen den Tugenden und den Lastern liegt und sich aus gewissen Tugenden und gewissen Fehlern zusammensetzt.

Tannhäuser ist weder tapferer noch mehr Dichter als die anderen ritterlichen Sänger — warum ist er allein fähig, Elisabeth zu entdecken? Warum? Scheint nicht Wolfram, der milde, weise Wolfram der ideale Gatte zu sein, besonders für eine heilige Seele? Wie kann ich von Wilhelm angezogen werden, wenn nicht durch ein dunkles Bewußtsein, daß meine Reinheit der Erlösung eines Sünders dienen muß? Sollte es die Vorsehung sein, die will, daß das Mitleid des reinen Wesens dem unreinen gegenüber erwacht, und daß die Liebe eine Erlösung wird?

Während ich gegen meinen Willen an ihn denke, die Frage meines Schicksals hin und her wende, ohne sie beantworten zu können, was macht er, mein Tannhäuser? Dieser dreiste Galan, von dem ich Züge der Keckheit kenne, versucht nicht einmal, mir zu schreiben. Er muß wissen, daß ich allein in Jedlesee bin. Ist das Respekt oder hat er vergessen? Was soll man für Vermutungen hegen über einen Mann, dem es in den Spelunken gefällt? Und gegen welche niedrigen Gewohnheiten müßte seine Gattin kämpfen?

Nein, eine törichte Hoffnung, diesen Teufel aus seiner Hölle befreien zu können! Möge er darin lästern und darin untergehen!

Ich würde mich verderben, ohne ihn zu retten.

Eine Illusion des Stolzes hat mir das Urteil gefälscht: ich bin nur ein liebendes Mädchen und keine Heldin, keine Heilige!

Ich werde nicht mehr an Wilhelm denken, und ich werde mich umsehen, den wahren und milden Wolfram zu entdecken, meinen wahren Gatten.

Wäre eine Kugel mir am Ohr vorbeigepfiffen, hätte nicht den Schauer empfunden, den mir dieser kurze Brief verschafft hat: „Meine liebe Margarete, ich schreibe Dir nur wenig Worte, so wichtig ist die Neuigkeit: das Mitglied unseres Triumphfeminals, die sanfte Josepha, wird Wilhelm heiraten, den berühmtesten Wilhelm. Deinen Wilhelm. Sie hat — ich

kann mir nicht erklären, wie — die Einwilligung ihrer Familie erhalten. Ich weiß nicht, was Du in der Einöde machen kannst, während dieses unbestimmten Frühlings, der das gesellschaftliche Leben noch fluten läßt. Komm lieber zurück. Deine Freundin und Kameradin.“

Warum kann ich diesen Brief kaum für mein Tagebuch abschreiben? Leider sehe ich klarer, als mir lieb ist, in meinem Herzen. Der Gedanke, daß eine andere Wilhelms Frau werden soll, verursacht mir einen so unerträglichen Schmerz, daß er körperlich wird! Warum mich mit Worten, Redensarten, Fragen und Ausrufen abspesen! Ich liebe den Grafen Wilhelm. Mein Leben als junges Mädchen ist mit diesem Augenblick zu Ende. Kann eine Frau sagen, daß sie ihre Adler fliegen läßt, oder müßte man besser schreiben: ihre Tauben?

Meine Jugend, meine Schönheit, meine Freiheit, mein Vermögen will ich in unreine Hände legen, in liederliche Hände; in unschuldige Hände; und wenn diese Hände sich nicht durch meine Jugend, meine Schönheit, meine Freiheit und mein Vermögen reinigen lassen, werde ich auf einmal alt, häßlich, Sklavin, arm sein.

Mein Entschluß erstarrt: ich glaube mich in ein spitzes Messer zu stürzen, in einen Abgrund zu werfen, einer Woge auszuliefern, die mich ins Unbekannte und in die Gefahr zieht. Ich habe Furcht vor meiner Entscheidung und gebe einer unwiderstehlichen Bezauberung nach.

Ich berausche mich an meiner Unvernunft, und dieses Wagnis scheint mir der einzige Weg, auf dem ich mich selbst finden muß.

Ich habe gut überlegt: der Gedanke, daß er der Gatte einer andern sein soll, würde mich vor Schmerz aufschreien lassen. Ich bin nicht mehr Herrin meines Schicksals. Wenn ich nur an ihn denke, habe ich ihn in meine Adern eintreten lassen. Wären wir im Mittelalter, glaubte ich, ich hätte einen Liebestrank getrunken, oder man habe mich verzaubert.

Meine Ahnungen sind düster: ich sehe einen Abgrund und gehe darauf zu: am Rande werde ich nicht zurückweichen. Gott wird Mitleid mit mir haben!

Ich Unglückliche werde den Trost haben, eine Heldin gewesen zu sein, alles für meinen Traum hingegeben zu haben.

Gott sei mir gnädig: ich werde Wilhelm heiraten. Es stand geschrieben.

Der junge Mann schloß das Album. Er war über diese für seine Ansicht so neue Art zu empfinden so erstaunt, daß er die Anfrichtigkeit nicht bewunderte.

Diese Folge der Gefühle: Leichtfertigkeit, Trümmerei, Eifersucht errege ihn nicht.

Das Parfüm des Täschchens, das jetzt das Zimmer und die Erinnerung an die ungewöhnliche Silhouette beschäftigten ihn mehr als diese seltsamen Aufzeichnungen.

Er suchte sich eine Ansicht über die Weiblichkeit zu bilden, gab es aber auf, sie zu formulieren. Er kannte die Frau der Pflicht, wie das Herkommen und der Druck der Provinz sie formen; er vermutete, daß es andere gibt, die gemein und albern sind, Geschöpfe des Auswurfs, furchtbar vielleicht, wie die Zeitungen sie zeigen, aber ohne Reiz für einen jungen Mann seiner Art, der zugleich unschuldig wie gut erzogen war.

Er faßte die Frau als Familienwesen auf: Mutter, Schwester, Gattin, als Gegenstand eines zärtlichen und vertraulichen Kultus; außerdem als Verkörperung der Sünde, in einer wagen Form, ähnlich dem Spiel und dem Rausch. Der erste beinahe heilige Typus verband sich mit allen Formen der Vereh-

lung, und der zweite hob sich vom Hintergrund der Kneipe ab, mit deren Flaschen und Karten.

Ein schönes Ergebnis der Erziehung, daß er die Liebelci als eine Täuschung verachtete! Welcher Trug, daß das Glück in schlechter Gesellschaft zu finden sei, unter allen möglichen Gefahren und bei Frauen, die doppelt gemein sind, sowohl durch ihren Ursprung wie ihre Lebensart? Die Mädchen erschienen ihm nur als Verlockung, sein ganzes Leben zu verpfuschen; die Verantwortung, die die Verführung mit sich bringt, und ihre pekuniären oder moralischen Folgen genügten, um ihm von Fabrik- oder Ladenmädchen abzuraten. Und den Ehesmehl, der das Evangelium, Gesetz und Zartgefühl verletzt, hielt er für ein Attentat auf den Besitz, für eine Form des Diebstahls.

Sein Vater gebot die frühe Heirat; und er war darauf gefaßt, daß sich nach den Ferien die Heiratsfrage gebieterisch erheben würde. Bei diesem Gedanken empfand er weder Freude noch Sorge.

Das ruhige und gleichmäßige Leben seiner Eltern und deren Freunde wollte auch er führen; am Vormittag die Geschäfte, der Gang nach dem Gericht, abends Gesellschaft oder einige Male das Theater der Hauptstadt, das eine Tournee macht; ein beschränktes und einförmiges Leben, aber so angenehm, weil die Gewohnheit wohlthut und die Anstrengung fernbleibt.

Seine Mandanten würde er von seinem Vater übernehmen; die alten Beziehungen und Freundschaften würden ihm zugute kommen, da er von allen gekannt war und alle kannte; er würde sicher vor der Konkurrenz sein, unangreifbar in seiner Ehrenhaftigkeit. Der Sohn Torigny, „Herr André“, sah sich seit seiner Geburt auf einer Stufe des Ansehens stehen, von den er nur durch Pflichtvergessenheit herabsteigen konnte.

Torigny hatte keine Bezauberung empfunden, als die Wiener Bälle, auf denen die Unbekannte glänzte, ihm lebendig wurden. Diese Vernarrtheit eines jungen Mädchens, das sich an Huldigungen berauschte, schien ihm banal zu sein. Diese Liebe für den Grafen Wilhelm erinnerte ihn an einige Zeitungsromane, die er flüchtig gelesen hatte: ein Engel von Weib verführt durch einen Teufel von Mann.

Als er das Hotel verließ, war die Phantasie des jungen Mannes rubig; und er dachte nur daran, seinen Abend zu verbringen.

III.

Die Villa, dicht am Rande des Meeres auf vorspringendem Felsen errichtet, hob sich mit einem romantischen Profil von der klaren Nacht ab.

Der junge Mann empfand eine plötzliche Baugigkeit, eine dieser inneren Erregungen, die man sich nicht gleich erklären kann. Er ließ auf einmal die Absicht, sich von der Unbekannten empfangen zu lassen, fallen: aber die Bretonin, die auf sein Klingeln gekommen war, nahm das Täschchen, das er ihr hinhielt, nicht, sondern stürzte auf die Treppe und rief:

„Gnädige Frau, man bringt die Tasche!“

Torigny wollte die Tasche an einen Haken im Hausflur hängen und gehen. In diesem Augenblick rief die Bretonin:

„Wollen Sie bitte heraufkommen, mein Herr!“

Langsam, mit einem dunklen Gefühl des Bedauerns, ging er die Stufen hinauf.

Das Zimmer, das er betrat, war nicht erleuchtet.

Durch das große offene Fenster kam mit der Brise vom Meer ein unbestimmtes Licht. Drei männliche Gestalten saßen in großen Rohrsesseln mit der lässigen und bequemen Haltung, welche die Verdauung hervorruft. In der Mitte stand die Unbe-

kannte, gerade wie ein Schwert, weiß wie ein Gespenst.

„Gnädige Frau, ich habe Sie nicht stören wollen, sagte der junge Mann; statt die Tasche zu nehmen, hat Ihre Dienerin sich beeilt, es Ihnen zu melden . . .“

„Sie hat richtig gehandelt. Es gehört sich, daß ich Ihnen danke.“

Sie hatte die Tasche genommen und betastete sie mit den Fingern, um sich zu vergewissern, daß das Album drin war.

„Wo haben Sie meine Tasche gefunden?“

„Am Fuße des Felsens, auf dem Sie den Untergang der Senne betrachteten.“

„Wie wußten Sie, daß ich die Besitzerin bin?“

„Weil die Tasche auf der Stelle lag, die Sie eingenommen hatten. Ich eilte Ihnen nach, um sie Ihnen sofort zurückzugeben, und habe Sie hier eintreten sehen. Muß ich mich entschuldigen, daß ich bis jetzt gewartet habe?“

„Wem bin ich verpflichtet?“ sagte sie.

„André Torigny, Kandidat der Rechte.“

Er glaubte zu sehen, wie die drei Männer eine leise Bewegung der Ironie machten. Er verabscheute sie auf einmal.

„Sie schenken mir doch einen Augenblick, mein Herr. Setzen Sie sich dorthin.“

Sie wies ihm einen Stuhl an.

Er empfand eine Erleichterung als er sich setzte. Er fühlte, daß die drei Genossen der Villenbesitzerin ihn beurteilten, prüften und verwarfen. Er wollte die Unbekannte betrachten, wie er die Abenddämmerung bewundert hatte. Sie bezauberte ihn, weil sie ihn überraschte. Diese Frau gehörte augenscheinlich zu einer andern Rasse als seine Schwesterin und deren Freundinnen, die Damen von Rennes. Seine jugendliche Begeisterung setzte ihr eine Krone auf.

Ein taillenloses Kleid aus weißer Welle, das einem Ordenskleid im Faltenwurf glich, machte die Unbekannte den Figuren des Fra Angelico ähnlich, denen man kein Geschlecht zuschreiben kann. Ein Künstler hätte gesagt: „diese Spitzbogenschönheit“. Sie stellte eine dieser Heiligen der Kirchenhallen vor, die der Bildhauer über das gewöhnliche Maß hinaus verlängert hat, um sie in den Schwung der architektonischen Linie hineinzuziehen.

„Sie sind also Kandidat der Rechte, begann einer der drei Männer ironisch.“

„Herr Torigny, meine Freunde sind seltsame Geister, beeilte sich die Unbekannte zu sagen, und vielleicht werden Sie Dinge hören, die Ihnen ungewöhnlich vorkommen.“

André Torigny suchte vergebens den Blick der Sprecherin und sagte einfach:

„Mit zwanzig Jahren ist man fast immer nur Kandidat.“

„Gut gesagt, junger Mann. Sie haben den Sinn für die Verhältnisse; ich sage Ihnen eine schöne Zukunft voraus, Sie haben nur ein Wort gesagt, aber ein magisches Wort, das höchste Wert, wenn man in Gegenwart einer Frau spricht. Sie haben gesagt: zwanzig Jahre, das genügt. Fügen Sie nichts hinzu, Sie würden die Wirkung schädigen! Zwanzig Jahre! Das ist entscheidend und ersetzt alles! Ach, die Jugend, die unschätzbare Jugend!“

Die Unbekannte unterbrach.

Sie zielen auf mich, mein lieber Cravant. Ihre ewigen Angriffe werden mich nicht überzeugen, daß man der Zeit zuvorkommen, die Eigenschaften des Herbstes vorwegnehmen muß, wenn man noch im Frühling ist. Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, und ich werde in zehn Jahren Ihrer Ansicht sein.“

„Wenn Sie fünfunddreißig Jahre sind, sagte Cra-

vant, werde ich sechzig sein, meine liebe Margarethe.“

Torigny dachte, die drei Männer seien Freier.

„Sernhac! wandte sich die Dame an den zweiten, Sie denken wie Cravant; aber Sie haben zu viel Geschmack, um eine Ansicht auszusprechen, die mich rügen möchte.“

„Meine liebe Freundin, antwortete der zweite, es ist jetzt nicht der Augenblick, dieses Thema wieder vorzunehmen, für das die näheren Lebensumstände nötig sind.“

Er wandte sich etwas und sagte:

„Herr Torigny, Sie kennen die Dame des Hauses nicht, ich möchte gern wissen, welchen Eindruck Sie von ihr bekommen haben, denn Ihr Schicksal, hat Sie zu einer recht seltsamen Frau geführt.“

„Sie machen mich verlegen, antwortete Torigny. Ich bewundere die Dame des Hauses, und die Bewunderung scheint mir das Gefühl zu sein, das sie allen einflößen muß.“

„Warum bewundern Sie mich?“ fragte leise die junge Frau.

„Ich bin nicht genug Künstler, um Sie Gestalten aus Gemälden zu vergleichen, doch entsprechen Sie solchen Vorstellungen. Sie erscheinen mir wie die Heldin eines Romans, ein Wesen, das ungewöhnliche Gefühle einflößt, ohne glücklich zu sein.“

„Nicht so übel,“ sagte Tessonnes, der letzte der drei Gäste, der noch nicht gesprochen hatte.

Und er fügte hinzu:

„Zu welcher gesellschaftlichen Klasse gehört die Dame nach Ihrer Meinung?“

„Zu der höchsten, antwortete Torigny lebhaft.“

Der Frager lächelte spöttisch:

„Der Eindruck einer großen Dame versagt nie. Junger Mann, Sie haben Balzac gelesen, und Sie glauben an geborene Frauen! Was bedeutet, selbst im Geist der Menge, das Beiwort „große Dame“? Eine gewisse Art, sich zu geben, zu sprechen, eine Aeusserlichkeit, die sich nicht höher erhebt als eine geistreiche und dreiste Antwort. „Große Dame“ bedeutet weder ehrbare Frau noch intelligente Frau, nicht einmal schöne Frau; der Zauber, den dies Wort besitzt, entlehnt nichts der Tugend, der Begeisterung oder der wirklichen Schönheit.“

Torigny blickte Margarethe wie eine Erscheinung an.

Er sah in ihr mehr als eine große Dame, eine Fee: dieses Wesen der Märchen und Balladen, das man nur im Traum sieht oder das die Musik im Traum zeigt: Muse, Peri, Sylphe, Undine oder Nymphe. Der Unterschied zwischen ihm und ihr schien ihm so groß zu sein, daß der Gedanke an Liebe ihm gar nicht kam. Margarethe zeigte nichts von der Frau, so wie er sie begriff und sein bewunderndes Erstaunen übersetzte sich in eine Freude der Betrachtung, die nur die Gespräche der drei Männer verwirrten.

Die junge Frau wandte nachdenklich ein: „Es gibt Menschen, die nur nach Frieden trachten, und denen es gleichgültig ist, was sie in der Gesellschaft gelten.“

„Sie denken an sich selbst in diesem Augenblick, sagte Cravant, und ich entdecke die Allegorie Ihres Schicksals in der Geschichte vom runden Schild. Ein Bauer mußte einen Feigenbaum umhauen; er sägte ihn entzwei bei einem schönen Brett, das beinahe rund war, hatte er den Einfall, eine bedeutende Figur darauf anbringen und einen Schild daraus machen zu lassen. Er brachte also dieses Holz seinem Notarius. Der Bauer wollte ohne Zweifel eine spaßhafte Figur haben, aber der Sohn des Notarius, der kein anderer war als Leonardo da Vinci, damals ein junger Mensch, kam auf den Gedanken,

den Schild furchtbar zu machen. Er bildete Fledermäuse, Schlangen, Eidechsen, Skorpione, Kröten; alles, was er an Widerwärtigem und Schrecklichem zusammenbringen konnte; so band er einen Strauß des Schreckens, schuf eine Fülle voll Widrigkeit, und zwar von solcher Stärke, da Bder Notarius, als er ins Atelier trat, bei diesem Anblick Furcht empfand und fliehen wollte. Der Schild stellt unser Leben dar. Wir wissen am Morgen nie, welche düstere Phantasie uns das Schicksal bis zum Abend darauf malen wird. Sie sind ins Leben getreten mit den Geschenken aller Feen, und Sie sind Witwe, wenn auch verheiratet; dieser junge Mann, der die Eigenschaften des Bürgertums verkörpert, wird morgen vielleicht ein Mörder sein; und ich, der ich so gern etwas Wahrheit suchen möchte, werde mich vielleicht in die schlimmsten Irrtümer verlaufen.“

„Ich nehme Ihren Rundschild an, sagte Tessomen, um das Unvorhergesehene im Leben zu bezeichnen. Aber unser Gewissen hängt nicht von den Ereignissen ab. Unsere Rechtschaffenheit offenbart sich in der Armut, unsere Standhaftigkeit in der Prüfung.“

„Der ehrenhafte Mensch, erwiderte Cravant, ist derjenige, der höhere Pflichten befolgt, als die Gesellschaft verlangt. Es gibt eine Gesetzmäßigkeit der Moral, die für uns nichts bedeutet.“

„Offenbar, sagte Margarethe, erlaubt die Gesellschaft mir, einen unwürdigen Gatten zu verlassen und einen andern zu nehmen: aber eine höhere Auffassung verbietet mir, dem, der noch lebt, einen Nachfolger zu geben.“

„Und doch bitten Sie, stillschweigend oder ausdrücklich, Gott alle Tage um den Tod dieses unwürdigen Gatten.“

„Ich gebe es zu! Aber wer würde an meiner Stelle nicht darum bitten?“

„Welchen Unterschied sehen Sie zwischen: den Tod wünschen und den Tod geben? Wenn die Absicht soviel gilt wie die Handlung, sind Sie in Gedanken Mörderin.“

„Nein, indem ich meine Bitte an Gott richte, weiß ich sehr wohl, daß er sie nur nach dem Maße seiner Gerechtigkeit erfüllen wird.“

„Ich begreife Sie nicht mehr. Wenn Gott nur nach seiner Gerechtigkeit handeln soll, warum rufen Sie ihn an in Ihrem Interesse? Hoffen Sie ihn zu verführen?“

„Wenn Sie morgen auf Ihrem Wege einen Leichnam fänden, dessen Mörder Sie gesehen haben, würden Sie ihn anzeigen?“

„Ohne Zweifel.“

„Nein, wenn dieser Leichnam der Ihres Gatten wäre, würden Sie den Mörder nicht anzeigen. Gehen wir einige Jahrhunderte zurück, und Sie werden sehen, daß sie nicht so weit entfernt sind, diesen Menschen, der Ihr Dasein so sehr beunruhigt, erschlagen zu lassen.“

„Ich würde keine Sbirren bezahlen.“

„Wenn Sie, indem Sie einen Finger heben, sich befreien, das heißt den Grafen Wilhelm töten könnten, würden Sie den Finger heben? Ihr Gewissen ist nicht stark genug, um ein Verbrechen ins Auge zu fassen, aber Sie wünschen einen Unfall, der dieselben Wirkungen haben würde wie das Verbrechen. Sie fürchten die Gewissensqual, die Bloßstellung. Sie erschrecken vor der Handlung selbst, die blutig und grausam ist, zurück, während der Gedanke Ihnen vertraut ist. Wer den Vorteil von einem Verbrechen hinnehmen würde, ist verbrecherisch!“

„Sie wollen mir wiederholen, daß ich mein Unglück verdient habe, erwiderte sie stolz.“

„Nein. Sie verdienen ein glückliches Los: aber Sie haben recht unbesonnen gehandelt! . . . Wie auch der Zauber eines Mannes sei: wenn er keinen sitt-

lichen Wert hat, heißt ihn heiraten Gott versuchen. Und Sie wußten, daß Graf Wilhelm ein Spieler und ein Wüstling war.“

„Da ich jung, schön, liebend, ergeben über alles Maß war, durfte ich mir schmeicheln, daß ich einen Mann, der mich liebte, zum Guten zurückführen könne.“

„Sie hatten Romane gelesen, in denen die Sünderrinnen sich bekehrten: es gibt keinen „Kamelienherrn“. Man macht Herzoginnen aus Grisetten, Bürgerinnen aus Dirnen; aus einem Strauchdieb macht man keinen anständigen Menschen. Die Frau wandelt sich zum Guten, versichert man, und ich will es glauben: aber der Mann bleibt, was er ist und was er gewesen ist. Ihr Versuch war wahnsinnig. Ich sage das zu Ihrem Lob: Sie haben sich an der Hingebung berauscht, Sie haben eine Seele zu retten geglaubt. Es ist gefährlich, die Rolle eines Engels auf sich zu nehmen!“

Margarethe zeigte sich gereizt:

„Mein Gott, man muß ein Mann sein, um einer kranken Seele Debatten zu bieten! Ich fühle mich allein: die Tage, die Stunden meiner Jugend laufen mir durch die Finger wie Sand; bald wird meine Hand leer und welk sein, und Sie bieten mir Vorträge. Man tröstet ein Herz nicht mit Worten. Der Gedanke ist etwas Höheres, ist beflügelt, aber wenn man leidet, friert man; Wärme ist nötig. Herr Torigny, der mich nicht kennt, beklagt mich, und sein Schweigen, das ihm sein Mitgefühl auferlegt, tut mir wohler als Ihre Spitzfindigkeiten.“

Trotz der Dunkelheit sahen die drei Männer einander an, und Margarethe wurde böse über diesen Blick, den sie nicht gesehen hatte, aber mit ihren Nerven füllte.

Ein Mondstrahl fiel durch die Wolken und beleuchtete zu gleicher Zeit das Gesicht der Ungarin wie die Brillanten eines kleinen Rahmens, der auf einem Pfeilertischchen stand.

Die edlen und eigenwilligen Züge, deren Regelmäßigkeit die Träumerei der klaren Augen und die Sinnlichkeit eines etwas großen Mundes wieder ausglich, blendeten Torigny; und ein Wunsch von einer unsagbaren Heftigkeit fuhr ihm durch den Kopf. Er wollte das Porträt haben, das von Brillanten eingefasste Porträt, das ihm der Mondstrahl zeigte und ihm scheinbar anbot. Er wollte es haben, wie ein Verrückter, infolge einer plötzlichen Wahlung des Gefühls. Hätte er darum zu bitten gewagt, ein sicheres Nein wäre ihm geworden. Die drei Männer hätten es ohne Zweifel auch gern besessen, und wie konnte er denken, daß die junge Frau eine so kühne, eine so wenig begründete Bitte erfüllen würde!

Nach den Regeln der Schicklichkeit hätte Torigny sich längst erheben und Abschied nehmen müssen; man hätte ihn nicht zurückgehalten. Er war geblieben, ohne an die Stunde und die Lästigkeit seiner Gegenwart zu denken. Jetzt wollte er nicht gehen, ohne den kleinen ovalen Rahmen mitzunehmen. Sein Wunsch hielt ihn so stark, daß er davon besessen war: er stutzte nicht bei dem Gedanken, der seiner Erziehung so widersprach, daß er stehlen wollte; auch nicht bei der Ueberlegung, daß der Rahmen des Porträts einen bedeutenden Wert hatte.

Er hörte dem Gespräch nicht mehr zu, er betrachtete nicht einmal mehr Margarethe; sein Gedanke konzentrierte sich auf das Porträt. Konnte er, wenn er Abschied nahm, das Tischchen streifen? Mit welcher Hand würde er den Rahmen fassen? Sollte er ihn in seinem Hut bergen oder war seine Manschette weit genug, um ihn darin verschwinden zu lassen?

Dieser junge Bürger, der die Gesetzlichkeit bis

zur Verehrung achtete, dachte nicht einen Augenblick an das Vergehen gegen das gemeine Recht. Er wollte das Bild der Margarethe haben, und da er es nicht erhalten konnte, stahl er es.

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, verschwand alles, selbst der Anblick der jungen Frau. Als die Wolken den Mond von neuem verdunkelten, erhob er sich:

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, daß ich Ihren freundlichen Empfang mißbraucht habe. Aber in meinem Alter sind die Gelegenheiten selten, die einem erlauben, etwas anderes zu hören als Alltägliches. Sie haben mich gut belohnt für meinen Weg, indem Sie mich mit soviel Freundlichkeit ertragen haben.“

Indem er dies sagte, zog er sich nach dem Tischchen zurück, an das er anstieß.

„Adieu, mein Herr, und vielen Dank!“ sagte die junge Frau, während Torigny seinen weichen Hut über den kleinen Rahmen warf und ihm mit einer besonderen Geschicklichkeit durch den Filz ergriff.

„Gnädige Frau, meine Herren,“ sagte er, sich verbeugend, während sich seine Hand um den kostbaren Gegenstand schloß.

Die Treppe kam ihm lang vor, als er sie hinabstieg, wie sie mühsam war, als er sie hinaufstieg. Er eröffnete sich selbst die Tür und barg das Porträt in der Tasche seines Rockes. Eine plötzliche Furcht packte ihn: der Mond trat aus den Wolken heraus; er beschien also das Tischchen und eine von den vier Personen konnte den Diebstahl bemerken. Um sich zu beruhigen, wollte er lauschen, welchen Eindruck er hinterlassen hatte. Er stieg ans Meer hinunter und erreichte leicht den Fuß der Villa. Er setzte sich aufgeregt auf den Felsen, die Stirn feucht, der Mund trocken, die Ohren gespitzt.

An dieser Stelle erreichten ihn die Worte deutlich.

„Sie sind selbstüchtig,“ sagte Cravant, „und schlimmer als das! Dieser Kandidat der Rechte ist ein Durchschnittsmensch, für eine Rolle in der Kreisstadt bestimmt, nachdem er eben die Universität verlassen hat. In unserer Atmosphäre kann er nicht atmen. Ihre Schönheit wird ihm in der Erinnerung die Frau herabsetzen, die er heiraten soll, und unser Gespräch wird ihm Zweifel wecken an dem, was er glauben muß, um ohne Groll ein einförmiges Leben zu führen. Seien Sie barmherzig und lassen Sie ihn nicht zurückkehren. Es wäre für ihn besser, eine Spelunke zu besuchen, als diese Villa. Eine Frau, die wie ein Kirchenengel aussieht, ist der gefährlichste Anblick; sie verleidet einem andere Frauen, die nur eine gut bürgerliche Art haben.“

Margarethe antwortete nicht sogleich.

„Dieser Torigny hat nur ein Verdienst: er spricht nicht; sein Schweigen ist ehrerbietig. Sie alle drei werden zu Schulmeistern. Nur Wahrheiten, Ratsschläge, Warnungen! Dieses Predigen, wie glänzend es auch sei, wird langweilig. Er beklagt mich, ohne mich zu beurteilen; und so gibt er mir mehr als Sie.“

„Seien Sie doch aufrichtig: er ist jung, und seine Jugend ist Ihnen allen dreien unangenehm.“

Cravant schüttelte den Kopf:

„Die Anwesenheit dieses Torigny kam uns mißfallen, ohne daß dies irgendwie beweist, daß Ihr Anblick ihm Segen bringt. Wir reden als reife Männer und Sie sprechen als junge Frau: dieser junge Mann ist uns lästig, aber die Erinnerung an Sie wird dem Leben dieses jungen Mannes lästig sein.“

„Das Leben hat mir leider gezeigt, daß die erste beste mich ersetzen kann.“

„Bei wem? Bei einem Manne, dem die Laster auf dem Gesicht geschrieben standen; bei einem Manne, für den Sie ein Vermögen wie eine Eroberung

waren; bei einem Manne, der zehn Jahre Ausschweifung hinter sich hatte, den die öffentliche Meinung einer Hauptstadt als einen Lumpen bezeichnete.“

„Ach, berufen Sie ihn nicht! Ich fürchte immer, daß er wie ein Räuber auftaucht. Er hat es in Böhmen getan.“

„Damals waren Sie allein, und jetzt sind wir da.“

„Sie würden nicht hindern können, daß ich ihm gegenüber die Waffen strecke. So abscheulich er ist, und trotzdem das Gesetz uns getrennt hat, er ist doch mein Gatte gewesen, und ist es vor Gott noch. Ich habe seinen Namen getragen, und diesen Namen kann ich nicht für eine Spielschuld entehren lassen.“

„Sie würden einer neuen Geldforderung nachgeben?“

„Wahrscheinlich. Sie brauchen aus diesem Gefühl nicht klug zu werden.“

„Sie lieben ihn noch?“

„Ich hasse ihn mehr, als ich sagen kann; aber ich fürchte ihn. Ihm gegenüber bin ich der Vogel vor der Schlange. Sie können nicht wissen, was für eine wirklich ehrbare und christliche Frau der Mann bedeutet, ob würdig oder unwürdig, den sie Gatte nennt, besonders wenn sie ihn sehr geliebt hat. Ein großes Geheimnis ist das eheliche Band: kein anderes hat so viel Kraft, wenigstens für die Frau. Selbst wenn der Tod des Grafen mir erlaubte, mein Leben von neuem zu beginnen, sogar in Uebereinstimmung mit dem göttlichen Gesetz, ich würde die Wunde, die er mir geschlagen hat, nicht heilen: ich werde nie mehr ganz glücklich sein.“

Die Glastür schloß sich knarrend. Torigny stieg den Felsenabhang wieder hinauf und schlug den Weg zum Hotel ein.

Mitternacht ist eine unrechte Stunde an Rand des Meeres, aber der junge Mann dachte nicht an Schlaf. Er ging aufs Ungefähr die Felsenküste entlang.

Das Meer stieg unter starkem Rauschen und in der Ferne donnerte es.

Er rieb Streichhölzer an, um das Porträt zu betrachten, ein Brustbild von Margarethe im Ballkleid: es war das Titelbild der „Vita vecchia“. Die Brillanten umgaben die Photographie mit einer funkenden Linie.

Torigny überlegte, wie er den Rahmen wieder an seinen Platz stellen könnte, ohne sich zu verraten, fand aber keinen Weg. Sollte er es später, bevor er Perros verließ, versuchen? Nein, damit hätte er sich angegeben: lieber mochte man an einen gewöhnlichen Diebstahl glauben. Das Gespräch, das seinem Fortgehen folgte, und das er eben belauscht hatte, sicherte ihm eine Aufnahme, die er nicht erhofft hätte. Der Weihrauch seiner stummen Verehrung war freundlich aufgenommen worden, trotzdem die drei Männer ihn geringschätzten. Er tadelte in seinem Herzen, daß sie der jungen Frau eine Zerstreung rauben wollten, und wußte ihnen wenig Dank, daß sie sein Bestes im Auge hatten.

Bis heute abend hatte er geglaubt, daß ein Mann Achtung verdient, wenn er seine Rolle als Rad der sozialen Maschine erfüllt. Vor dem Gericht von Rennes für die Mandanten der väterlichen Kundschaft sprechen, die Tochter eines Beamten heiraten, in einer beschränkten Gesellschaft in Ehren leben: diese friedliche Aussicht gab er nicht auf. Eine Margarethe konnte nicht Frau André Torigny werden; er würde keinen Serubac, keinen Cravant, keinen Tessones zum Freunde haben; er wünschte es nicht einmal. Die Menschen der Villa kamen ihm wie Personen eines Dramas vor, leidenschaftlich und zauberhaft, aber eigentlich beklagenswert, in

jeden Fall zu verschieden von ihm, daß er daran denken konnte, sie nachzuahmen.

Diese kluge Ueberlegung verließ ihn in einem Punkte: er fühlte sich von einem religiösen Eifer für Margarethe beseelt. Er wollte ihr lieber dienen als ihr gefallen: seine Zärtlichkeit nahm den Charakter der Ergebenheit an, den früher Vasallen für eine schöne und hochherzige Schloßherrin empfanden. In das Leben dieser Frau ein Glück, einen Frieden bringen und dann verschwinden: das wäre sein Wunsch gewesen, wenn er ihm formuliert hätte.

In irgendeiner Art etwas zum Glück dieser Frau von höherer Art beitragen: diese Aufgabe stellte er sich, wie er da in der Nacht wanderte; er war entschlossen, ihr ein dienstfertiges Ohr, ein mitfühlendes Herz anzubieten, für sie den Vertrauten der Tragödie zu verwirklichen, der in seiner Seltenheit idealer ist als irgendein Held, dessen Klagen er anhört, und dessen Launen er erträgt.

Dieser reine Wunsch war der Ausfluß einer grenzenlosen Bewunderung. Margarethe, eine legendarische Gestalt, war die schöne Alda, Rolands Braut. Ein bescheidener Mensch wie Torigny erhob sich durch die angenommene Dienstbarkeit und den dargebrachten Kultus, wenigstens glaubte er das in seiner hochherzigen Naivität.

IV.

Am anderen Morgen gegen zehn Uhr, als Margarethe aus der Villa kam und nach dem Straud hinunterging, fand sie Torigny auf dem Wege.

Er hatte sie kommen sehen, hatte den Hut abgenommen und wartete respektvoll auf ihre Anrede.

„Guten Tag, Herr Torigny,“ sagte sie, ohne ihm die Hand zu reichen.

„Gnädige Frau, ich bin gestern abend recht lästig gewesen. Ich kann mich nicht genug entschuldigen.“

„Oh, ich lebe etwas außerhalb von Brauch und Zwang. Man hat vor Ihnen gesprochen, als seien Sie ein Vertrauter; ich weiß wirklich nicht, wie das gekommen ist, aber das geht nur mich an. Meine Freunde waren darüber einig, daß meine Atmosphäre Ihnen unheilvoll sein würde.“

„Ich habe gefühlt, daß ich Ihren Freunden mißfiel.“

„Das ist nicht gerade der Fall.“

Sie sah verträumt in die Ferne und fuhr dann fort:

„Meine Freunde sind edle Geister, die das Leben so hart hin und her geworfen hat, wie das Meer es mit diesen Kieselsteinen tut. So groß war die Macht ihrer Persönlichkeit, daß sie der Flut widerstanden haben. Ihr Charakter hat sich weder abgerundet noch abgeplattet: sie haben ihre Ecken behalten. Sie, Herr Torigny, sind nur von ihrer herben und scharfen Art getroffen worden, die den Enttäuschten und Besiegten eigen ist; den guten Einfluß, den diese Geister auf mich ausüben, können Sie nicht ermessen. Seitdem mein Glück vernichtet ist, reise ich. Ich habe meine Häuslichkeit verloren, und ich habe nicht das Recht, mir eine zweite zu errichten. Als Fremde, als Irrende habe ich viele Menschen kennen gelernt: diese drei Männer allein sind meine Freunde geworden. Wenn sie mich einen oder zwei Monate irgendwo aufhalte, rufe ich sie, und erlaubt das Leben es, kommen sie, immer ernst und immer treu.“

„Sie lieben Sie“ sagte Torigny.

„Sie lieben mich tief,“ antwortete Margarethe.

„Sie schmeicheln mir nicht: wenn man sie hört, könnte man glauben, es seien unversöhnliche Sittenrichter. Ihre Freundschaft hat eine Verschämtheit, die sich in üble Laune übersetzt. Sie brummen, um nicht weich zu werden, wie bäurische Ehepaare

einander puffen, weil sie nicht wagen, einander zu schmeicheln.“

„Wenn diese Männer Sie lieben, warum fordern sie Ihren Gatten nicht zum Duell heraus?“

Margarethe lächelte:

„Sie sind ein Kind! Erstens würde mein Gatte sie ohne Zweifel töten. Graf Wilhelm ist ein gewandter und kühner Duellant. Dann flößt die Freundschaft nicht solche Aufopferung ein. Man setzt sein Leben nur für eine Frau aufs Spiel, die einen liebt, und meine Freunde wissen sehr wohl: wenn ich Witwe werde, gebe ich keinem von ihnen meine Hand. Es sind unvergleichliche Vertraute, aber nicht Freier.“

„Es gibt Wesen, die den anderen so überlegen sind, daß es eine Lästerung wäre, auf ihr Herz Anspruch zu machen. Man muß sie lieben und ihnen dienen, wie der Edelmann dem König diente, sagte Torigny.“

„Ach, bewundern, dienen! Das ist die Begeisterung der Jugend; einige haben in ihrer Seele etwas von Ritterlichkeit, aber das unerbittliche Leben macht die schöne Divise vergessen.“

„Der Schild Lionardos!“ sagte Torigny.

Margarethe war stehen geblieben; nach kurzem Zaudern setzte sie sich auf einen Erdhügel.

„Den Schild,“ wiederholte sie, malt man unbewußt selber. Jeder klagt das Schicksal an, statt sich selber an die Brust zu schlagen. Wir wissen nicht, welche Folgen unsere Handlungen haben. Würden wir anders handeln, wenn wir sie kennten? Man hat mir gesagt, ich würde Ihnen schaden, wenn ich mit Ihnen umginge, das mag vielleicht wahr sein, und doch freue ich mich sehr, Sie zu treffen, weil ich die Sympathie meiner Freunde erschöpft habe und Ihre sich anbietet: neu und reich.“

Die junge Frau, in ihrem Bedürfnis nach Vertrauen selbstsüchtig und aufrichtig, stellte ohne weiteres einen Zustand der Vertraulichkeit zwischen ihr und ihm her, mit der Sicherheit derer, die, immerzu reisend, nicht fürchten, in irgendeinem Winkel Erinnerungen zu hinterlassen. Was bedeutete es für Margarethe, wenn eines Tages Torigny seinen Freunden etwas von ihr erzählte?

Er, Torigny, dachte mit großem Taktgefühl nur daran, sein Schweigen, da es gefiel, anzubieten. Er sagte nur:

„Wie hat das Unglück an Sie herankommen können, wo Sie mit einem so mächtigen Zauber ausgerüstet sind? Wie ist es möglich, daß Sie nicht auch das unbeständigste Herz besiegt haben?“

„Ach!“ erwiderte Margarethe, indem sie langsam die Augen zum Himmel erhob; „Ich werde in Ihren Augen verlieren, wenn ich Ihnen meine Schwächen gestehe.“

„Schwächen?“ fragte Torigny, für den dieses Wort Liebeschuld bedeutete.

— Ist es nicht die schlimmste der Schwächen, wenn man sich die Macht zutraut, einen verstockten Sünder zu bekehren und einen verlorenen Menschen zu retten? Ich habe mich einem Entarteten weihen, ihm läutern wollen, und ich habe dabei mein Schicksal verloren.“

Diese Art, ihre blinde Begeisterung, die sie für den Grafen Wilhelm empfunden hatte, zu beichten, unterschied sich seltsam von der „vita vecchia“. Torigny hielt sich nicht bei diesem Widerspruch auf; er unterschätzte den Eindruck nicht, den diese Frau, die ihm einzig erschien, auf ihm machte.

„Sie sind mit Ihrer Familie in Perros?“ fragte die junge Frau.

Margarethe schwankte zwischen dem Rat der Ehrlichkeit und ihrer Selbstsucht. Sie wäre untröstlich gewesen, wenn der junge Mann sich über eine

gewisse Grenze in sie verliebt hätte, über die nämlich die einen angenehmen Vertrauten aus ihm machte. Nach einem Schweigen, das der Anblick des Meeres ertragen ließ, entschloß sie sich zu einem entscheidenden Schritt.

„Meine Freunde haben mir aus der Begegnung mit Ihnen eine Gewissenfrage gemacht, und es ist nicht meine Gewohnheit, vor der Wahrheit, selbst wenn sie lästig ist, zurückzuschrecken. Ich habe Sie in einer Art aufgenommen, die einfach vertrauensvoll war; aber ich möchte nicht, daß zwischen uns auch nur der Schatten eines Hintergedankens besteht. Obwohl von meinem Gatten getrennt, bin ich doch verheiratet; und würde ich Witwe, ich könnte Ihnen doch nur eine ruhige und vorübergehende Freundschaft widmen. Innerhalb eines Jahres reise ich von dem Laude Hamlets nach den Pyramiden, von Konstantinopel bis zu den Balearen; in einem Monat wahrscheinlich verlasse ich diesen Winkel der Bretagne und Frankreich für eine bestimmte Zeit. Sie dürfen also in mir nichts anderes sehen als eine Schwalbe, die kaum Halt gemacht hat und schon bereit ist, ihren Flug wieder aufzunehmen.

„Ich sehe nichts anderes in Ihnen, sagte Torigny aufrichtig. In einem Monat wird es sich für mich um die Heirat handeln. Mein Vater hat über diesen Punkt seine besonderen Ansichten. Er behauptet, man müsse der Frau, die mit einem die Last der reifen und der niedergehenden Jahre zu ertragen hat, seine Jugend schenken.

Die Hand nach der offenen See ausstreckend, fuhr er fort:

Dieses Meer zieht mich an; es ist tief, unbeschränkt, phantastisch; es entzückt meine Einbildung, aber ich weiß, daß es gefährlich ist: nach hundert Faden würde ich verschlungen sein. Da Sie wollen, daß ich mich erkläre: ich betrachte Ihre Seele, wie dieses wunderbare Wasser, mit umso größerer Begierde, als ich nichts Aehnliches mehr sehen werde. Selbst Ihre Freunde scheinen mir aus einem anderen Lande zu sein, das recht fern liegt, und das ich nie betreten werde.

„Wie können Sie bei dieser Weisheit noch so viel Begeisterung empfinden? Sie sind eine größere Ausnahme als meine Freunde, Herr Torigny, denn Sie verbinden den Sinn für das Ideal mit dem Sinn für das Leben.

„Warum sie trennen? Gehen sie nicht aneinander hervor? Das Leben idealisieren oder das Ideal verwirklichen, ist dieselbe Aufgabe.

So übersetzten sie die Eindrücke ihrer Gefühle, indem sie Worte um eine Gemütsbewegung häuften. Die junge Frau erwärmte sich an dem Kontakt mit einer jungfräulichen Seele; der Jüngling berauschte sich an dem Anblick einer liebenswürdigen Frau.

V.

Sicher, jeden Tag Margarethe wiederzusehen, schrieb der junge Mann an seine Familie, er habe in Perros-Guirec frühere Studiengenossen getroffen und werde seine Ferien mit ihnen verbringen. Er bat, ihm seinen Koffer zu senden, und zwar so schnell wie möglich, damit er Einladungen annehmen könne, ohne von seinem Radleranzug geniert zu werden.

Der Student, der sich einer berühmten Schauspielerin nähert, der Schreiber, der sich einer Hoheit gegenüberübersieht, der Jüngling, der in eine romantische Intrige hineingezogen wird: diese kleinen Leute, die ein Abenteuer aus ihrem gewöhnlichen Leben schleudert, fanden sich in Torigny wieder; aber eine Regung tiefer als die Eitelkeit, riß ihn hin.

In seinen Augen trug die schöne Fremde den Stempel eines Verhängnisses, der sie zu zahllosen Mißgeschicken bestimmte. Er stellte sie sich nicht an-

ders denn als Unglückliche vor; und soviel Anmut, mit soviel Herzensnot vereinigt, schmückte sie mit einem Heiligensehein. Er wunderte sich nicht über den Verrat des Grafen Wilhelm. Eine Heldin ist eine Frau nur durch die Prüfungen, die sie durchmacht; da sie die Aufopferung mit die Reinheit verkörpert, konnte sie diesem unvermeidlichen Los nicht entgehen.

Wenn er das gestohlene Porträt betrachtete, ergriff ihn eine Rührung. Dem Wunsch, sich aufzuopfern, seine Ritterlichkeit zu beweisen, gesellte sich eine Sorge des Stolzes. Er, der Durchschnittsmensch, hätte sich gern als unvergleichliche Ausnahme gezeigt, um die drei Genossen zu beschämen.

Sein Eiler sprach ihm davon frei, daß er das kleine Bild genommen hatte; er dachte nicht einmal mehr daran, die Brillanten zurückzustellen. Ein Diebstahl aus Leidenschaft ist kein Diebstahl mehr für den, zig empfangen; Margarethe aber reichte ihm die Hand, eine sehr lange Hand mit schlanken Fingern, der ihm begangen hat.

Als Torigny am zweiten Abend in die Villa kam, wurde er von den Männern noch ebenso geringgeschätzt wie gemacht für den Kuß des Vasallen.

Es war von dem Spruch eines Schwurgerichts die Rede, und Cravant schalt.

„Der Staatsanwalt ist sicher der Typus der größten Unvernunft, die sich mit einem Schein von Zivilisation vereinigen läßt. Was bedeutet der Vorbedacht? Was bedeutet das Motiv? Tötet ein Mensch den andern, so kommt es nicht darauf an, ob er es infolge einer plötzlichen Eingebung oder nach langer Ueberlegung getau hat. Der Vertreter der Gesellschaft muß nur über die Ungesellschaftlichkeit eines Angeklagten richten. Der Mensch, der tötet, ist ungesellschaftlich und muß als schädliches Glied ausgemerzt, nicht in teuern Gefängnissen aufbewahrt werden.“

„Wie, Sie machen keinen Unterschied zwischen dem Zorn und der Ruchlosigkeit? rief Margarethe aus. Wenn ich meinen Gatten, als ich seinen Verrat entdeckte, getroffen hätte, würden Sie mich zum Tode verurteilt haben, wie den Dieb, der sich nächtlich in ein Haus einschleicht?

„Ich erlaube überhaupt nicht, daß man tötet, es müßte denn unmittelbare Notwehr sein. So lange ein Wesen Leben hat, hat es Kredit vom Himmel, um zu bereuen und sich zu bessern, von den Menschen, um sich wieder zu Ehren zu bringen. Nur die Gesellschaft kann im Namen der Kultur das Individuum verurteilen, das unfähig ist, die bebote der Gesamtheit zu befolgen.“

Sie fing wieder an:

„Es gibt tausend Arten zu töten: man trifft einen Menschen ebenso sicher in seiner Seele oder in seiner Leidenschaft. Wenn das Blut nicht fließt, sehen Sie kein Verbrechen.

„Die Beziehungen zwischen dem einen Menschen und dem andern sind nicht alles. Graf Wilhelm ist Ihnen gegenüber ein Elender, aber er ist tapfer, und als Offizier kann er seinem Lande große Dienste leisten. Sie hat er unglücklich gemacht, aber er hat zwei jungen Mädchen, die ein durchgehendes Pferd geschleift hätte, das Leben gerettet. Wenn man einen unwürdigen Menschen im Namen der eigenen Persönlichkeit vernichtet, so mißt man sich zu viel Autorität bei“, versicherte Cravant.

„Wer den Grafen Görtz ins Land der verstockten Lebemänner schiekt, in die Hölle, in der Don Juan Tenorio zappelt, würde der Menschheit kein wertvolles Exemplar rauben; und wenn der Zufall oder die Vorsehung sich dieses Schlingels annähme, keine Träne würde auf Erden vergossen werden. Aber lassen wir die Theorie! Die Fälle sind zahlreich, in

denen einer von zweien umkommen muß. Ich habe nicht den Mut, der nötig ist, um den Streich zu führen: ich liebe meine Freiheit; wenn mir aber jemand Strafflosigkeit zusicherte, würde ich glauben, daß ich eine gute Handlung ausführe, und ich würde Göriz töten."

„Ich auch,“ erwiderte Cravant.

„Dann sind wir also einig,“ sagte Tessones. „Der Mord erschreckt uns nicht; wir fürchten nur seine Folgen. Wir sind fähig zu morden und unfähig, die Folgen des Mordes auf uns zu nehmen.“

„Ach,“ rief sie, „ich hätte den Augenblick der tiefsten Verzweiflung benutzen sollen, um ins Kloster zu gehen; ich würde dort aus Stolz geblieben sein, und damit wäre alles gesagt gewesen.“

„Der Eintritt ins Kloster ist ein Abschied vom Leben. Und Sie schätzen das Leben und seine Eitelkeiten. Ihr Lebensgefährte hat sich als unwürdig erwiesen, aber Sie sind nicht kindlich genug, um nur einen Mann in der Menschheit zu sehen, besonders wenn dieser Mann nichts anderes als gemein war. Von Tannhäusern dieses Gelichters wimmelt die Rasse.“

„Aber ich kann ja nicht lieben, solange er lebt.“

„Er muß also sterben, oder Sie werden verrückt, meine arme Margarethe. Denn dahin muß es schließlich kommen! Seit mehr als drei Jahren irren Sie von Kairo nach den Fjorden, von der heiligen Woche zu Sevilla nach der Passion von Oberammergau, nach Bayreuth, das nur noch ein Theater Cook ist, und Sie sind fünf und zwanzig Jahre alt. Sie müssen irgendwo Wurzel schlagen; dieses Dasein, Schlafen, Hotelbetten, Restaurantessen, bei dem Sie unter dem Vorwand eines Konzerts achthundert Kilometer zurücklegen, kann nicht dauern.“

Cravant frällerte:

Marion weint, Marion schreit,

Marion will, daß man sie freit.

Die junge Frau wurde gereizt und blickte alle drei grollend an.

„Man könnte glauben, es mache Ihnen Vergnügen, mich zu quälen.“

„Wir möchten Sie dazu bringen, einen Entschluß zu fassen,“ sagte Cravant.

„Ich bin zu christlich, um auf das Heil zu verzichten.“

Sie wendete sich an Torigny:

„Kommen sie mit mir auf den Balkan, Herr Torigny.“

Er gehorchte und stützte sich neben ihr auf das feuchte Gelände.

Das Meer dehnte sich aus, weiter, als das Auge reichte, durchzogen von einem nächtlichen Schauer, der die Oberfläche mit tausend unbestimmten Falten kräuselte.

Eine Flut von Teilnahme stieg Torigny auf die Lippen, doch wußte er sie nicht auszudrücken. Was sollte er zu diesem Schmerz sagen, der ihm engelhaft und unverdient schien.

Die junge Frau beugte ihre hohe Gestalt und barg den Kopf in den Händen; das Gesicht dem Meere zugewandt, schwieg sie.

Plötzlich sah Torigny Tränen über ihre schönen Wangen rollen; und er zitterte vor Mitleid, vor Ohnmacht, besonders vor Zorn über die drei Männer, die im Zimmer ihre Kritteleien fortsetzten.

„Oh, die Bösen!“ murmelte er.

Margarethe trocknete ihre Augen und ließ, ohne sich abzuwenden, langsam die Worte fallen:

(Fortsetzung folgt.)

Die Armenier, ein verblutendes Christenvolk.

Wer im Orient reist, ist peinlich betroffen von der tiefen Geringschätzung, welche bei aller äußern Höflichkeit der Moslim dem christlichen Abendländer widmet. Diese Gesinnung wurzelt in der Tatsache, daß der Franke sich um seine unter türkischem Joch seufzenden Glaubensgenossen nicht kümmert. Wenn einerseits die „christlichen“ Mächte den periodischen Abschlachtungen der Armenier — es waren 1895/96 in Anatolien 220,000, in Konstantinopel allein 8000, 1909 in Adana 25,000 — ruhig zusahen und andererseits gleichzeitig den roten Sultan für Bahnkonzessionen und Handelsvorteile umwarben, so ist es nicht verwunderlich, wenn der Türke den Egoismus für die eigentliche Religion und Moral des Europäers erklärt.

Vollends verächtlich sind die Christen in seinen Augen geworden, seit in dem berühmten Berliner Vertrag vom Juli 1878 unter der Aegide der größten Staatsmänner: eines Bismarck, Disraeli, Gortschakow den Armeniern volle Sicherheit und volle Gleichstellung garantiert wurde, während seither, 34 Jahre hindurch, die Westmächte keinen Finger gerührt haben, um das, den Glaubensgenossen gegebene feierliche Versprechen zu erfüllen.

Und weiter fragt sich der Türke also: wenn die aufgeklärten Christen des Abendlandes unsere „Rajah“, unsere Christenherde selbst so gering schätzen, daß sie nichts tun zu ihrem Schutz: wozu sollten wir Moslim uns genieren, sie bis zum letzten Blutstropfen auszubeuten und, wenn es uns paßt, sie auszurotten?

Diese Lage haben die Europäer den Orient-Christen geschaffen, indem sie in ihnen berechnete Hoffnung auf Rettung erweckten, sie im Stich ließen und dadurch bei den Türken den ebenso berechtigten Glauben erweckten, daß die Abendländer ihnen die Rajah preisgaben.

Und wie es dann zu gehen pflegt: das böse Gewissen bewirkt, daß wir uns schließlich überreden, die Leute, die wir im Stich ließen, seien eigentlich selbst schuld daran, daß ihnen nicht geholfen wurde.

In der Tat ist denn auch das Vorurteil gegen die Armenier mit einer ganz bezeichnenden Einseitigkeit geschürt und ausgebreitet worden.

Jeder Ferienreisende, der während 8 oder 10 Tagen in den Cafés von Konstantinopel seine orientalischen Studien machte, fühlt sich zu Hause verpflichtet, die geflügelten Worte vom schlauen und ränkesüchtigen Armenier neu aufzuwärmen. Nur ein Beispiel: ein sonst ernst zu nehmender Herr N. nahm nicht Anstand, solche Redensarten in der Presse zu wiederholen, die ihm beim Glase Bier von „biedern Handwerkern“ in Pera beigebracht wurden. Daß natürlich der Armenier, der besser und billiger liefern muß als Fremde, die keine Abgaben zahlen, bei diesen nicht beliebt sein kann, das fiel dem Herrn N. nicht.

Der Armenier ist rechtlos und keinen Tag seines Lebens sicher, denn er ist wehrlos und darf bei Todesstrafe keine Waffen besitzen; er wird geschmäht und abgelehnt von seinen westlichen Mitchristen. Welch eine Lage!

Aber wer dies Volk kennt, wer unter ihm lebt, wer als Arzt, Krankenpfleger, Erzieher in sein Seelen- und Familienleben zu blicken imstande ist, der urteilt anders.

Schon die große Tatsache, daß die nun schon seit sieben Jahrhunderten von den Moslim unterjochten Armenier ihren uralten, christlichen Glauben, ihre Nationalität und die patriarchalische Reinheit

der Familie siegreich bis heute durchgerettet haben, muß ihnen unsere Achtung sichern. Daß sie von überlegener Klugheit und Schlaueit sind, gereicht ihnen mehr zum Lob als zum Tadel. Wer waffenlos täglich der brutalen Gewalt von Türken und Kurden preisgegeben ist, wenn täglich Weib und Kind weggeführt und sein Leben genommen werden kann, ohne daß ein Hahn danach kräht, ist der tadelnswert, wenn er die einzige Waffe zu seiner Rettung anwendet, die ihm bleibt? Es ist so wohlchristen gegenüberzustellen. Es ist keine Kunst, sich feil und endlich auch so langweilig, immer den „ritterlichen und ehrlichen“ Türken dem „kriechenden“ einen „noblen“ Schein beizulegen, wenn man den Säbel in der Faust hat.

Man nennt auch die Orthodoxie der Armenier eine erstarrte. Und doch hat das Christentum selbst in dieser uralten Form (es geht bis ins zweite Jahrhundert n. Chr. zurück) seine Bekenner befähigt zur Treue bis in den Tod. Wie viele haben den Todesstreich vorgezogen, wo ein einziges Wort sie zu freien Moslim erhoben hätte! Würde wohl noch eine Spur von Christentum unter uns weichen Franken vorhanden sein, wenn solche Prüfungen durch Jahrhundert über uns ergangen wären? Hunderte der im April 1909 bei Adana ermordeten Armenier waren Protestanten und waren nicht minder tren bis zum Tode.

Soviel davon, was Vertragstreue, Gerechtlichkeit und christliche Solidarität betrifft, die wir Westländer den Orientchristen schulden.

Da aber die Erfahrung lehrt, wie wenig solche ideale Gesichtspunkte im internationalen Leben des zwanzigsten Jahrhunderts verfangen, so ist noch glücklicherweise ein ganz wesentlicher Grund übrig, welcher die Westmächte mahnen sollte, den Armeniern endlich zu Freiheit und Gleichberechtigung mit den Moslim zu verhelfen. Die Armenier sind das einzige Kulturvolk unter den im vordern Orient unter türkischem Säbel vegetierende Nationen. Die Familie der Armenier ist musterhaft. Sie können lesen und schreiben; auf ihnen beruht wesentlich der Verkehr, sie sind die Schreiber, die Geschäftsleute, die Bankiers, die Aerzte, die Handwerker der Türken, bis zum Lastträger hinunter. Für den türkischen Städter sind sie das Factotum, denn der Stadttürke arbeitet so wenig als möglich, am liebsten nichts. Daher sind auch die Armenier die Steuerzahler, denen man auch mehrfache Steuern abnimmt, sobald es dem Vali gefällt. Die Armenier sind aber auch Ackerbauer, nur das der Acker und jeder Baum so sehr mit Taxen belegt ist, daß niemand wagt, mehr anzupflanzen, als er selbst knapp für sich braueht.

Daher ist Kleinasien und Mesopotamien die ästhetisch wundervolle, aber ökonomisch trostlose Einöde, die allen Reisenden so gefällt. Das Streben der Armenier nach Kultur und Entwicklung ist ihrer Befähigung durchaus parallel. Wo Intelligenz im Orient erforderlich ist, nimmt man den Armenier, wenn nicht Franken zur Hand sind. Man frage die Direktoren der protestantischen Kollegien und die Hochschulen in Aintab, in Marasch, in Unfa usw. Sobald dem Armenier freier Spielraum gegeben, sobald ihm Sicherheit des Lebens, der Ehre, des Vermögens und Rechtsgleichheit garantiert, sobald die stets auf ihm lastende Furcht neuer Massakres und neuer Beraubung von ihm genommen wäre, so könnte die Asiatische Türkei ein aufblühendes Land werden.

Heute suchen Tausende von Armeniern, die es irgend vermögen, im Ausland ihr Brot, wo sie es reichlich finden. Das würde aufhören, die Steuerkraft würde sich heben, die Raubwirtschaft, von welcher bis heute die Türkei lebt, würde zu einer

geordneten Verwaltung sich ausbilden. Kräfte würden befreit, die nicht allein den orientalischen Christen, sondern in mindestens gleichem Maße den Türken und — deren Gläubigern zugute kämen.

Mehrfach in der Geschichte hat ein Kulturvolk, das einem Eroberer unterlag, den Eroberer zivilisiert. Ein Einfluß der Armenier auf die Türken in solichem Sinne war bisher unmöglich, denn diese haben den Rajah nie anders als eine Herde von Schlachtschafen zu behandeln gewußt. Wenn endlich den Christen Gleichstellung und Befreiung wird, kann das anders werden.

Dann werden auch endlich die Europäer, welche so große Interessen im vorderen Orient haben, zu merken anfangen, daß ihnen weitaus mehr gedient ist mit einer blühenden als mit einer zertretenen Bevölkerung. Dann wird der bisher darniederliegende Verkehr sich heben, dann werden die Bahnen sich rentieren, dann wird für Darlehen bessere Garantie zu haben sein, und die Zinsen werden leichter eingehen: dann kann Vorderasien aus einer Anklage gegen die Westmächte zu einer Quelle der Befriedigung werden.

Und gerade jetzt ist der große historische und psychologische Moment da. Wenn jetzt, bei der Abrechnung zwischen den Balkanstaaten und der Türkei die Armenier wieder vergessen bleiben, wenn jetzt nicht energische, einsehneidende, nicht bloß papierene Garantien für ihre vollen bürgerlichen Rechte im Sinn des Berliner Protokolls von 1878, Art. 61 verlangt werden, dann ist ein Verbrechen der Menschheit und Christenheit von neuem sanktioniert, dann ist durch einen Friedensschluß im Osten noch keine Ruhe und kein Friede erreicht, welche denn doch das Endziel der Friedensverhandlungen sein sollten.

Vermischte Nachrichten

Das Jahr 1913 und die Standesämter. Das Jahr 1913 enthält bekanntlich die „Unglückszahl 13“ und hat infolgedessen in Frankreich die heftigsten Bedenken der französischen Brautpaare erregt, denn tiefeingewurzelt ist im französischen Volke der Aberglaube und insbesondere die Furcht vor der Zahl „13“. Diese Tatsache hat nun, wie berichtet wird, zu einem höchst komischen Zustand geführt. In den letzten Wochen herrschte in ganz Frankreich ein derartiger Sturm auf die Standesämter, wie er noch niemals erlebt worden ist. In Paris, der „Stadt der Intelligenz“, mußten mehrere Ersatzmänner für die Standesämter gestellt werden, da die vorhandenen Beamten den großen Ansturm der Brautpaare nicht bewältigen konnten. Alle Paare wollten nun alles in der Welt noch im Jahre 1912 getraut werden, da sie der festen Ansicht sind, daß eine Eheschließung im Jahre 1913 ihnen nur Unglück bringen kann. Auf den Standesämtern spielten sich geradezu tragikomische Szenen ab, wenn Brautpaaren bedeutet wurde, daß eine Vollziehung der Ehe aus gesetzlichen oder anderen Gründen vor Ablauf des Jahres 1912 nicht mehr ermöglicht werden könne. Eine Braut fragte den Standesbeamten ganz entsetzt und in Tränen aufgelöst, ob sie denn wirklich noch ein ganzes Jahr darauf warten müsse, in den Stand der Ehe eintreten zu können. Der Beamte erwiderte ihr höflich lächelnd, von einem ganzen Jahr könne gar keine Rede sein, er sei gern bereit, sie schon im Monat Januar zu trauen. „Wie? im Januar 1913?! Ganz ausgeschlossen!“ erwiderte das starkgeistige junge Mädchen, und ihr Bräutigam stimmte ihr nach-

drücklichst zu. Auch aus der Provinz wurden Masetrauerungen gemeldet. Ob da nicht die Furcht vor dem schrecklichen Jahre 1913 zu mancher übereilten Eheschließung geführt hat? Dann hätte es sich erst recht als Unglücksjahr erwiesen.

Schöne Füße als Scheidungsgrund. Aus New York wird der „National-Zeitung“ folgendes pikante Geschichtchen berichtet: Man belacht hier viel die Ehescheidungs-Affäre eines jung verheirateten Paares. Herr Houston, ein reicher Bankier, Sproß einer alten Patrizierfamilie und Neffe des Präsidenten der alten Republik Texas, heiratete jüngst eine Dame, die als Künstlermodell und Bühnenstar sich durch große Schönheit auszeichnete und die besonders durch ihre klassisch schönen Füße — sie pflegte den Tanz mit unbekleideten Füßen — schon viel Entzücken und Bewunderung erregt hatte. Als sie sich nun verheiratete und Herr Houston kraft der kirchlich geschlossenen Ehe für sich allein das Recht beanspruchte, die schönen Füße seiner jungen Frau bewundern zu dürfen, regte sich in der Gemeinde der ehemaligen Bewunderer Miß Houstons der blasse Neid, und stürmisch verlangten sie, an dem Glücke Mister Houstons — wenigstens platonisch — teilnehmen zu können. In berechtigter Eitelkeit gab die schöne Frau dem Drängen ihrer Freunde nach, indem sie, nachdem die „Chiro-podists Convention“ ihren Fuß für absolut vollendet erklärt hatte, ihre Füße in unbekleidetem Zustande photographieren ließ und den Zeitungen überantwortete. Ihr Gatte weilt während dieser Vorgänge in Omaha, wo er Geldgeschäfte zu erledigen hatte. Wie groß war sein Entsetzen, als er sich eines Tages im Tramway eine Zeitung kaufte und im Unterhaltungsteil die schönen Füße seiner Frau abgebildet sah. Ein erregter Depeschenwechsel zwischen ihm und ihr führte zu keinem befriedigenden Ergebnis, und eine häusliche Szene, die sich nach der Rückkehr des wutschnaubenden Ehemannes abspielte, zeitigte das Resultat, daß die gekränkte Gattin die Ehescheidungsklage anstregte. Die Gatten unterhandeln jetzt noch über die Bedingungen ihrer gegenseitigen „Freilassung“. Miß Houston, die sich wohl selbst von vornherein nicht über den Weg traute, hat sich bei der Heirat von ihrem Mann das Versprechen geben lassen, daß ihr im Falle einer unglücklichen Ehe 20.000 Mark ausgezahlt werden. Jetzt will sie es unter 40.000 Mark nicht tun. . . .

Das erste Kindertheater. Ein neuartiges Unternehmen ist gegenwärtig in New York im Entstehen begriffen, nämlich ein Theater, in dem von Kindern für Kinder gespielt wird. Zwei angesehenen und wohlhabenden Männer, W. K. Vanderbilt und George C. Tyler, haben die Sache in die Hand genommen, und vorläufig ist das Haupterfordernis, das Theatergebäude, fertiggestellt. Die beiden Unternehmer verfolgen, wie die New Yorker „Sun“ berichtet, mit dem Theater den Zweck, den Kindern „in der Zwischenzeit zwischen Schulschluß und Zubetgehen eine Unterhaltung zu verschaffen“ und zweitens — dieses ist der wichtigere Punkt — eine neue Jugendliteratur anzubalmen, die wirklich gediegene Werke an Stelle der süßlichen Kinderliteratur setzt. Das Kindertheater soll weiter eine Rolle in der Erziehung der Kinder spielen, die auf den psychologischen Methoden Ellen Keys beruht. Ueber die Brauchbarkeit und die Durchführbarkeit dieser schönen Pläne mag man nun denken, wie man will, man muß sich damit abfinden, daß das Kindertheater trotz des Widerspruchs, den der Plan sogar in New York fand, bereits fix und fertig dasteht. Es steht in unmittelbarer Nähe des Zentralparks. Der Zuschauerraum enthält 800 Sitzplätze. Von der Größe darf man sich hiernach jedoch keine Vor-

stellung machen, denn das Theater ist trotzdem kleiner als andere Theater mit der gleichen Anzahl von Sitzplätzen. Es ist nämlich in jeglicher Beziehung ein Kindertheater. Alle Größen gehören den Maßstäben der Kinderwelt an, und auch der Geschmack, in dem die ganze Ausstattung hergestellt ist, ist der Kinderwelt, so daß man sich beim Betreten des Gebäudes in die Kinderstube versetzt glauben könnte. Vanderbilt ist es, der das nötige Geld gestiftet hat, während Tyler die literarische Seite des Unternehmens in die Hand genommen hat. Er glaubte zuerst, es werde einige Schwierigkeiten bereiten, geeignete Stücke für das Kindertheater zu bekommen, allein diese Annahme war vielleicht Irrtum. Es sind ihm viele Hunderte von Stücken zugegangen, die nun alle geprüft werden müssen. Ein weiteres Urteil über das jedenfalls merkwürdige Unternehmen läßt sich natürlich erst dann fällen, wenn es seine Pforten dem Publikum geöffnet hat.

Der neueste Sammelsport. Ein Mitarbeiter der „Erkf. Ztg.“ schreibt: Die Jungen lesen Indianerromane — wie einst auch wir. Sie schneiden sich die Knöpfe von den Hosenträgern, um mit ihnen „Klicker“ zu spielen — wie einst auch wir. Sie sammeln Briefmarken und würden für eine dreieckige Kap der guten Hoffnung, mag sie auch einen Knaeks weghaben, ihre Seele dem Beelzebub verschreiben — wie einst auch wir. Ja, das alles haben wir auch getan, und wir brauchten uns also von der „Jugend von heute“ nicht imponieren zu lassen. Aber — so stand die Sache bisher; jetzt sind wir überholt. Diese traurige Tatsache kommt uns nur allmählich zum Bewußtsein. Zuerst taucht sie in der Gestalt eines schlauen Bengels auf, der im Postamt auf jedes weggeworfene Konvert lauert; die Briefmarke braucht das Kerlchen nicht, sondern die Siegelvignette, die Reklamemarke . . . Perverser Geschmack, sagt man sich. Dann aber ersucht uns nächstens ein Bekannter: „Sie bekommen doch so viel Geschäftsbriefe, bitte behalten Sie für mich die Reklamemarken, meine kleine Nichte sammelt sie, aber bitte beim Brieföffnen die Dinger nicht zu verletzen.“ Da wird man schon stutzig. Dann aber kommt das überzeugende Erlebnis: ein großer Zirkus läßt in seinen Nachmittagsvorstellungen an alle jugendliche Besucher, die es wünschen, Reklamemarken austeilen, — und es sind nicht wenige, die es wünschen. Da hilft keine Beschönigung mehr: unsere Jugend hat eine Leidenschaft, die wir nicht kannten. Jetzt sind wir erst endgültig der nächsten Generation entfremdet. Wir dürfen nicht mehr mit wohlwollendem Sachverständnis, mit dem kameradschaftlichen Lächeln „Auch wir waren einmal . . .“ ihre Freude und Leidenschaft teilen. Und da sie nicht mehr starten, wo wir starteten, werden sie auch nicht dort landen, wo wir landeten. . . .

Elektrische Eisfabrikation. Einen grossen Aufschwung hat die elektrische Eisfabrikation in der letzten Zeit in den Süd- und Südweststaaten Nordamerikas genommen. Man bedarf dort einer grossen Menge Eises zur Konservierung der verschiedensten Früchte, die in riesigen Mengen ausgeführt werden. Ganz abgesehen davon, daß natürliches Eis in der notwendigen Menge kaum aufzutreiben ist, hat auch natürliches Eis eine ganze Menge von Nachteilen, die das künstliche Eis nicht besitzt. Ferner brauchen beispielsweise die Exportschiffe nicht mehr derartige Mengen natürlichen Eises mitzunehmen, da ja das künstliche stets auf der Fahrt ohne Unkosten auf elektrischem Wege erzeugt werden kann.

Ein Mammutzahn. In einer Sengrube bei Birsfelden stießen Arbeiter in einer Tiefe von etwa sechs Metern auf einen Mammutzahn von beträcht-

lichen Dimensionen. Leider kannten die Arbeiter die Seltenheit dieses Fundes nicht und beschädigten ihn mit ihrem Handwerkszeug so arg, daß nur noch Bruchstücke vorhanden sind. Der Zahn dürfte ursprünglich gegen drei Meter lang gewesen sein und hatte an seinem dicksten Ende einen Umfang von 60 Zentimeter.

Fehlschuß eines Kunstschützen. Ein bedauerlicher Unfall ereignete sich kürzlich in einem Variété in Brüssel. Der Kunstschütze Karl Robert verfehlte bei einer seiner Vorführungen einen Schuß und tötete durch die fehlgehende Kugel einen seiner Gehilfen auf der Stelle. Das Publikum geriet in furchtbare Erregung, und es konnte nur mit Mühe eine furchtbare Verwirrung verhindert werden. Die Vorstellung wurde sofort abgebrochen.

Gute Winke.

Entfernung von Fremdkörpern. Wenn man sich viel im Freien aufhält, passiert, es leicht, einmal, daß ein Fremdkörper, etwa ein Kohlen-splitterchen ins Auge oder ein Insekt ins Ohr kommt und sich schwer entfernen läßt. Man merke sich für diese Fälle folgende Ratsehläge. Ist ein Fremdkörper ins Auge geflogen, so vermeide man das Reiben, blicke starr nach oben, dann rasch nach unten und umgekehrt. Man ziehe das obere Augenlid vom Auge ab und in die Höhe, blicke dabei abwärts und entferne den fremden Körper, wenn er sichtbar ist, mit dem Zipfel eines Taschentuches. Man ziehe das obere Lid über das untere, wobei sich der fremde Körper vielleicht abstreift und wische sanft mit dem Taschentuche nach dem inneren Augenwinkel (nach der Nase zu). Kalte Umschläge mache man sowohl vor als nach der Entfernung des Fremdkörpers. Ist es ins Ohr gekommen, so vermeide man alle Gewaltmaßregeln, sondern lagere mit dem leidenden Ohre nach oben, spritze lauwarmes Wasser in das Ohr oder spüle das Ohr mit lauwarmer Wasser aus. Wenn das nicht fruchtet, so lasse man das Ohr in Ruhe und überlasse das Weitere dem Arzte. Bei kleinen Kindern kommt es häufig vor, daß sie Fremdkörper in die Nase stecken. Man erzeuge Niesen durch Kitzeln der Nase oder durch Niesmittel, versuche nichts weiter und warte, bis der Arzt kommt, dem mitzuteilen, um was es sich handelt.

Um Uebelkeiten bei Eisenbahn- oder größeren Wagenfahrten zu vermeiden, legt man ein vier- bis sechsfach zusammengefaltetes Stück Lösepapier auf den Magen, das man mit Rum, Kölnischwasser oder starkem Brautwein getränkt hat. Im Notfalle feuchtet man das Papier wieder gut an, wenn es trocken geworden ist. Das wiederholte Einreiben der Magengegend mit Rum oder Kölnischwasser leistet in den meisten Fällen gleichfalls gute Dienste. Einige Tropfen Kölnischwasser auf ein Stück Zucker geträufelt, das man im Munde langsam zergehen läßt, sind auch von guter Wirkung.

Die Sehkraft zu stärken. Ein vorzügliches diätetisches Mittel zur Stärkung und Erhaltung der Sehkraft ist die Gewohnheit, sowohl die Augenlider, als auch die Augenbrauen und Schläfengegend täglich, am besten unmittelbar vor dem Schlafengehen, mit kaltem Wasser zu befeuchten. Es gibt in der Tat nichts, was die Nervenkraft des Auges mehr stärkt und vor Blutüberfüllung desselben (der Hauptursache der meisten Augenübel!) sicherer schützt, als dieses einfache und unschuldige Mittel. Man bediene sich dessen mehrmals des Tages, wenn das Auge vielleicht gerade schwächende Anstrengungen

zu bestehen hat. Alle anderen Erhaltungs- und Stärkemittel des Sehvermögens wende man nur nach Rücksprache mit dem Arzte an. Schon mancher ist durch den Gebrauch scheinbar ganz unschuldiger Mittel um sein Augenlicht gekommen.

Unterhaltungsecke

Auflösungen von voriger Woche.

Auflösung des Buchstaben-Rätsels.
Seil Arie Ulan Rate Erde Gast Unze Reim Kali
Espe Narr Zinn Ebbe Igel Topf.
Sauregurkenzeit.

Auflösung der Anfügungs-Aufgabe:
Jacht Oheim Herde Arom Nadel Nadler Irade Serbe
Tekla Ahorn Glaube.
Johannistag.

Auflösung des Bilder-Rätsels.
Sterne müssen untergehn,
Sollen Sterne sicher erheben.

Auflösung der dreisilbigen Charade:
Oberstdorf.

Auflösung des Zählen-Rätsels:
Miesbach.

Auflösung des Such-Bildes:
Außer den sichtbaren, wozu auch das durch die Füße unter dem Schirm kenntliche Paar zählt, sind noch zehn Personen auf dem Bilde, und zwar: 1. hinter dem linken Rand; Herr grüßt diese. 2. ebenda; Hund macht schön vor ihr. 3. hinter dem Baum in der Mitte; Dame spricht mit ihr. 4. hinter dem Hügel; Falme. 5. hinter dem weißen Rand; Reifen eingefangenes Kind. 6. hinter dem rechten Rand; drei Gegner beim Tauziehen. 7. hinter dem linken Rand; Schatten auf dem Schirm. 8. hinter dem Schirm ein Kind; Kinderklapper.

Auflösung der Gegensätze:
1. Vieleck. 2. Sauerland. 3. Junggeselle. 4. Großeltern. 5. Feldstuhl. 6. Braunschweig. 7. Baumkuchen. 8. Altist.

Neue Aufgaben.

Silben-Umstellungs-Rätsel.

Aus den 10 Silben:
bet er gen i kar lau os per re ti
sind 5 zweisilbige Worte zu bilden. Bei jedem dieser Worte sind alsdann die Silben zu umstellen; auf diese Weise entstehen neue Worte, deren Anfangsbuchstaben, aneinandergereiht, den Namen eines österreichischen Kronlandes ergeben.

Zusammensetzung-Aufgabe.

Anden Erd Brk Lingen Miß Raten Rücken Stützen
Unter Vers.

Je zwei der vorstehenden 10 Worte, richtig aneinandergestellt, müssen stets ein Zeitwort ergeben. Wie lauten diese?



Bilder-Rätsel.



Städte-Namen Umbildungs-Aufgabe.

Aus den nachfolgenden 10 Städtenamen sollen durch Zusammenstellen neue Namen gebildet werden. Die Zusammenstellung hat in der Weise zu geschehen, daß stets eine End- und Anfangsilbe der vorhandenen Namen einen neuen Namen ergeben.
 Denver Flöha Geldern Halver Lauban Lehrte Leipa
 Nauheim Rastatt Speier.

Gleichklang.

Weh dir, zieh ich im Hause ein —
 Doch soll die Wäsche brauchbar sein,
 Von Ansehn schön, und glatt und fein,
 So muß sie erst in mich hinein!

Rätselhafte Inschrift.

Altbabylonisches Opfergefäß, beim Baldienst gebraucht.



Homonym.

Im Wasser kommt's geschwommen,
 Wenn's keinen Grund mehr findet;
 Sollt's in die Zeitung kommen,
 Wär's selber ungegründet.

Man sieht an diesem Tiere
 Zwar Beine, doch nur kleine;
 Als Trug auf dem Papiere
 Hat's auch nur kurze Beine.

Logogriph.

Fügst in eine Schweizer Stadt
 Du ein Zeichen mitten ein,
 Wird ein Buch, das der Erbauung
 Dient, mein Fremd, gefunden sein.

Briefkasten.

An unsere Abonnenten. Sollten in der regelmäßigen Zeitungszustellung wieder Störungen eintreten, so bitten wir um sofortige Mitteilung, damit wir allfällige Reklamationen umgehend an die Postverwaltung weiterleiten können.

J. L. in Santos. Es erübrigt sich, auf Ihr Ersuchen um Auskunftserteilung heute noch einzugehen, nachdem Sie diese Fragen an leitender Stelle unseres Blattes in den Nummern 33, 34 und 35 vom 10., 11. und 12. Februar von einem guten Kenner unseres Staates erschöpfend behandelt vorfinden.

Dr. M. Z. Schon jetzt sich mit Ihrem erwähnten Gegenstande zu befassen, erachten wir für nicht opportun, denn das würde der Sache viel mehr schaden als nützen. Also noch etwas Geduld.

Sammler R. Wir raten Ihnen, es mit einem Inserat in unserer Zeitung zu versuchen. Liebhaber für diese Art von Sammlungen finden sich immer.

Aphorismen.

Die Tatsache ist das empfindlichste Organ des Menschen.

Manche Damen schminken sich deshalb, um nicht ahnen zu lassen, daß sie nicht mehr erröten können.

Nichts ist schwieriger, als es allen Menschen recht zu machen. Also wozu erst den Versuch machen?

In der Regel ist jeder gescheidter, als die anderen glauben und dümmere, als er selbst glaubt.

Für eine Frau gibt es nichts uninteressanteres als einen Mann, der verliebt ist — in eine andere.

Vor der Ehe schwören die Männer zu lieben, nach der Hochzeit lieben sie zu schwören.

Fast scheint es, wenn man sich in seinem Bekanntenkreise umsieht, — als ob die Damen, welche ihre Majorität erreicht haben, in der Minorität sind.

Kurzweiliges.

Im Zorn. Die Tübinger „Wengeter“ durften früher ein zur Zeit der Hopfenernte leerstehendes Staatsgebäude zum Hopfendörren benützen. Vor einiger Zeit wurde es gründlich renoviert und daraufhin das Hopfendörren im Hause verboten. Einem Wengeter, der trotzdem seine Hopfen bringen wollte, erklärte der Hausmeister: „Das geht nicht mehr, der Staat hat es verboten.“ Das erzürnte den Wengeter und erregt entgegnete er: „Wer isch denn dr Staat? — Dr Staat isch a Rinvieh. — Wir sind dr Staat!“

Gedankensplitter. Eine Briefmarke gleicht einer Ohrfeige. Je saftiger sie aufgedrückt wird, desto besser klebt sie.

Was der Mensch braucht. „Sie haben gestern einer Sitzung des christlichen „Jungfrauenvereins“ beigewohnt? Was stand denn auf der Tagesordnung?“ — „Die Errichtung eines Wöchnerinnenheims für die Mitglieder.“

Auf der Stadtbahn. Eine Dame im besten Alter steigt ein und glaubt einen Herrn, der schon da sitzt, zu erkennen. Sie begrüßt ihn, bemerkt aber sofort, daß sie sich geirrt hat und sagt verlegen: „Verzeihung, ich glaubte in Ihnen den Vater einer meiner Kleinen zu erkennen.“ — Ein Halloh im Abteil. — Die Dame wird rot und erklärt: „Ich bin Lehrerin in einem Kindergarten.“